

Jahres = Bericht

über

die Königliche

Realschule, Vorschule und Elisabethschule zu Berlin,

womit zu den

Schulfeierlichkeiten,

welche

am 5. und 6. April

im Hörsaale der Königlichen Realschule stattfinden werden,

ehrerbietigt einladet

der

Director Hanke.

- Voran geht: 1. Carl Otfried Müller, ein Lebensbild, vom Director.
 2. Ueber Voltaire's Charles XII., von H. Zaurig.

Berlin, 1870.

Druck von H. W. Hahn's Erben
(G. Hahn. Hof-Buchdrucker.)

1. Carl Otfried Müller,

ein Lebensbild.

Es war im April 1816, als an einem schönen, sommerlichen Morgen ein jugendlicher Student, Carl Müller aus Brieg, im neunzehnten Lebensjahre nach Berlin kam, um sich auf der vor kurzem neu gegründeten, rasch und kräftig emporgewachsenen Universität, der glorreichen Schöpfung Friedrich Wilhelms des Dritten, der Philologie zu widmen. Höher schlug ihm das Herz, als er die im ersten Morgen-
glanz sich vor ihm ausbreitende Stadt zum ersten Male begrüßte und in dieselbe einzog.

Der Moment war außerordentlich günstig. Alle Kreise der Hochschule waren mit ausgezeichneten Vertretern ausgerüstet; die philosophische Fakultät glänzte durch F. Aug. Wolf, Immanuel Bekker, Philipp Buttmann, Fr. Solger, August Boeckh, der erst vor kurzem das dreißigste Lebensjahr überschritten und sich schon auf den Höhepunkt seiner ruhmwürdigen, akademischen Wirksamkeit emporgeschwungen hatte. Es war die Zeit, wo hier Niebuhr dem geschichtlichen Studium, Schleiermacher der Theologie neue Bahnen anwies. Berlin erschien als der Mittelpunkt des neuen Geistes, der nach der Zeit der Unterwerfung als nothwendige Folge des errungenen großen Sieges erwartet wurde und dem Preussischen Staate künftige Größe verhieß. Unter diese Koryphäen und in diese mächtigen Anregungen trat Müller mit dem Entschluß ein, sie auf seinen Geist wirken zu lassen und durch sie zu seiner wissenschaftlichen Entfaltung die Weihe zu empfangen.

Und der Jüngling war dazu in seltener Weise vorbereitet. Am 28. August 1797 zu Brieg geboren, der älteste Sproß einer wackern Predigersfamilie, war er mit Sorgsamkeit erzogen und hatte von der ersten Jugend an durch sein ganzes Wesen im Vaterhause die schönsten Hoffnungen wach gerufen. Auf dem Gymnasium zu Brieg, in welches er am 26. September 1806 eintrat, hatte er sofort die Aufmerksamkeit seines trefflichen Directors Schmieder erregt: schon seit 1808 war er bei jeder Feierlichkeit öffentlich in Prosa oder in Versen mit eigenen Versuchen aufgetreten, hatte Preisaufgaben gelöst, Abschiedsreden an die Abiturienten gehalten, bei Divisionen der Anstalt Bredow's und Manso's Aufmerksamkeit erregt, nur weil sein Körper den Anstrengungen nicht gewachsen war, sich den Kämpfern für Freiheit und Vaterland nicht beigefellt, und verließ Ostern 1814 nach vierjährigem Besuche der Prima unter den schönsten Erwartungen seiner Lehrer die Anstalt.

Die Universität Breslau hatte dann die ersten Früchte seines rasch vorwärts dringenden Strebens reifen gesehen und ihn für seinen künftigen Beruf entschieden. Im weitesten Umfang trieb er anfangs seine Studien; Mathematik und Botanik, alte und neue Sprachen: Hebräisch und Syrisch, Französisch und Italienisch, Religion und Philosophie, antikes und modernes Leben, Zeichnen und Turnen beschäftigten ihn; keine der errungenen Fertigkeiten wollte er verloren gehen lassen. An den philosophischen Vorträgen von Kappler, Thilo und Steffens, den historischen von Kr. v. Raumer, den philo-

logischen von J. G. Schueider, Heindorf und Passow nahm er mit Hingebung Antheil, und trat mit den genannten Männern in sehr anregende persönliche Verbindung, ohne doch seine Selbständigkeit dadurch zu opfern. Immer ging er seine eigenen Wege. Seine Privatarbeiten führten ihn zu Niebuhr, dessen römische Geschichte, die ihm Heindorf in die Hände legte, den mächtigsten Eindruck auf ihn hervorbrachte: Niebuhr gebührt das Verdienst, diesem Jüngling zuerst zum Kluge nach den höchsten sonnenbelegten Gipfeln der historischen Wissenschaft den Antrieb in die Seele gelegt zu haben. Eine kritische Geschichte Numa's und einen Versuch über die älteste römische Nationalpoesie begann er bereits anzuarbeiten. Die gründliche allseitige Erkenntniß des classischen Alterthums ward die Aufgabe seines Lebens. Die höchsten Ziele erfüllten seine jugendliche Seele: durch Schrift und Wort in Deutschland lebendig und thatkräftig zu wirken, das Alterthum zu verstehen und das Studium desselben durch Eingehen auf die schwierigsten Probleme zu mehren und zu vertiefen, war sein Wille: eine bestimmte Richtung, diese Zwecke zu erreichen, hatte er schon einge schlagen.

So kam er nach Berlin: von Breslau folgte ihm der Ruf gewonnener Preise, die zuversichtlichen Ansichten auf künftige Leistungen von Seiten seiner Lehrer, die Hochachtung und Liebe seiner Commilitonen. Müller ergriff jede Gelegenheit, die sich ihm in Berlin darbot, seinen hochfliegenden Ideen nachzuleben, mit einer über sein Alter hinausgehenden Energie und Entschiedenheit. Er eilte zunächst in die Hörsäle der Universität, die seine Sehnsucht schon in Breslau erregt hatten. Fr. A. Wolf stieß ihn ab; Solger hörte er mit Genuß und Nutzen; am gewaltigsten aber ergriff ihn Boeckh, der ihm sofort ein leuchtendes Vorbild und der vornehmste Führer, Leiter, ja der Vater seiner Studien wurde, doch nicht allein durch seine Vorlesungen, sondern vornehmlich durch das Seminar. In diesem fand er einen nicht minder theilnehmenden Förderer seines geistigen Lebens, Philipp Buttmann. Diese Beiden öffneten ihm auch ihr Haus und gewährten ihm die Möglichkeit, im mündlichen Austausch der Gedanken durch jene belehrt und sich selbst immer klarer zu werden. Aus diesen Quellen schöpfte er in Berlin mit ächtem Wissensdurst.

Arbeit war seine Lust: dem Forschungsstribe zu genügen, war sein erfolgreiches Bemühen; keinen Augenblick wollte er ungenutzt vorübergehen lassen. Für sein wissenschaftliches Leben bedurfte er vor Allen der Benutzung der königl. Bibliothek, wo er täglich mehrere Stunden in dem Vorzimmer zubrachte, auch wohl bis in das Heiligthum selbst vordrang, ohne daß Buttmann oder Wilken ihn gehindert hätten. Was er dort nicht durchstudiren konnte, begleitete ihn in sein Studirzimmer, wo jedes Plätzchen, passend oder unpassend, mit Bibliotheksbüchern und Folianten bedeckt war. Hier war seine Heimath, seine Welt. Sein Fleiß bezog sich aber immer auf bestimmte Studien und Arbeiten, auf specielle Untersuchungen, auf die Aufgaben, welche er sich gesetzt hatte, auf seine künftigen Werke. Seine Manuscripte begleiteten ihn sogar in die Vorlesungen: wenn andere Studirende scherzten und sich in oft inhaltslosen Gesprächen die Zeit verkürzten, so oft kein Lehrer bei ihnen war, sah man in seinen Händen die Werke, mit denen er gerade beschäftigt war, wie er sie las, verbesserte, feilte, der Vollendung entgegenführte. Das Seminar brachte ihm die Gelegenheit, Proben seiner Studien vorzulegen. Gleich nach seiner Ankunft in Berlin wurde er in dasselbe aufgenommen und schon in Breslau hatte er darauf hingearbeitet, nicht unwürdig darin aufzutreten, auch sofort bei Lehrern und Commilitonen die höchste Achtung und Autorität errungen. Eine sechszehnstündige tägliche Arbeit war ihm nicht zu viel: nie sah man ihn abgespannt oder angegriffen. Nur die Abwechslung der Studien und die Gespräche mit den verehrten Lehrern waren seine Erholung.

Die Hauptarbeit, welcher er in jener Zeit so viel Kraft und Zeit widmete, war ein Werk über die samothracischen Mysterien, welches ihn bis zu Sanscritstudien und nach Ostasien trieb. Boeckh überzeugte ihn, daß er sich dadurch in die Ferne verlieren und seine Befriedigung darin nicht finden werde. Sofort legte er das schon weit geförderte Werk bei Seite und wendete sich nun mit aller Kraft den Hellenischen Studien zu. Damit rettete Boeckh Müller für Hellas und zeigte ihm dort die eigentliche Stätte seines Lebens. Kein Wunder, daß fortan das innigste Band der Verehrung und Dankbarkeit Müller an seinen geliebten Meister fesselte. Jetzt eilte er zu den Studien über Megina, welche in der letzten Zeit seines Aufenthalts in Berlin den Gegenstand seiner erfolgreichen Forschungen bildeten.

Nur anderthalb Jahre hat er in Berlin gewohnt, zuweilen nicht ohne Sehnsucht nach der gemüthlichen schlesischen Heimath, aber sie waren glücklich, weil arbeitsvoll, und über seine Zukunft entscheidend. Erst nach seiner Promotion am 25. Oktober 1817 schloß sich seine hiesige Laufbahn. Eben war er im Begriff, sein zwanzigstes Lebensjahr zu beschließen.

Leiblich und geistig war seine Entwicklung fortgeschritten, seine Eigenthümlichkeit fast ausgebildet. Ein blühender Jüngling stand er da, mit blauen Augen, schlanken, leichtem Wuchse, schöner Beweglichkeit und Feuer in Gang und Mienen; das anschließende Haar fiel schräg über die Stirn herab, die Stimme war metallreich und lag etwas hoch, beim Sprechen entblöhte er einen vorderen Doppelzahn. Seine Kleidung war einfach, sein Benehmen ungezwungen, der frühern Schüchternheit bereits entwachsen. Rasch floß seine Rede dahin; sie offenbarte im Gespräch eine heitere Gemüthsstimmung, freundlichen wohlwollenden Sinn, herzliche Gemüthlichkeit, edle Bescheidenheit, gepaart mit Selbstvertrauen und Zuversicht, im Streit über wissenschaftliche Ansichten bei aller Glut der Ueberzeugung innere Ruhe, Vorsicht und Besonnenheit. Ein Hauch jungfräulicher Unschuld, Reinheit und Keuschheit lag klar über seinem ganzen Wesen ausgebreitet.

Die Frucht seines Fleißes war ein werthvolles Werk, die *Meginetica*, welches der Verfasser dankbar seinem großen Lehrer widmete. Vieles darin sei nur empfangen und gebühre dem Lehrer als Eigenthum, was von ihm selbst herrühre, möge er nur dann in seinen Schutz nehmen, wenn es ihm zusage. Es erregte bei seinem Bekanntwerden allgemeines Interesse. Classische Form hatte die Schrift nicht; offen spricht es Müller selbst aus, er bediente sich der lateinischen Sprache mündlich und schriftlich mit einiger Fertigkeit, aber nicht immer in echt römischer, ciceronischer Farbe; der Inhalt aber ruhte auf so gründlicher Quellenforschung, so umfassender und abschließender Sammlung des gesammten vorhandenen Stoffes, und so ausgeprägter eigenthümlicher Ansicht über die Urgeschichte der hellenischen Nation, daß man den Verfasser schon jetzt als einen jungen Mann bezeichnen darf, der im Wettkampf mit seinem Lehrer mit sichtbarem Erfolg zur Höhe der Alterthumsstudien emporsteigt und durch Schwierigkeiten nicht zurückgeschreckt, sondern gelockt wird.

Unbekannt war er in Berlin erschienen, geehrt von den bedeutendsten Forschern und Studien-genossen verließ er es. Als Carl Müller ließ er sich in die Listen der Studirenden eintragen und mit diesem Namen bezeichnete er sich noch auf dem Titel seiner ersten Schrift. Unmittelbar danach nannte er sich auf Buttmanns Rath Carl Otfried Müller.

Der Erfolg seines Berliner Lebens war ein für ihn selbst überraschend glänzender und beglückender. Zwei Monate nur war es ihm vergönnt, im Vaterhause zu Ohlau schöne trauliche Fa-

milientage zu feiern. Da kam noch in demselben Jahre ein doppelter Ruf nach Frankfurt a. D. und nach Breslau; er zog sein schlesisches Vaterland und die geringere Lehrerstelle vor, trat im Januar 1818 sein Amt am Magdalenenäum an und verwaltete es mit steigender Freude und innerer Theilnahme, hatte aber noch Zeit genug übrig, in bleibender Verbindung mit Boeckh seine Studien fortzusetzen und wie er in Berlin beim Scheiden seinen Freunden gesagt hatte, jetzt seine Forschungen sich „recht gigantisch“ anzulegen. Da rief ihn unter dem 1. Januar 1819 ein Brief Heeren's aus Göttingen an die dortige Universität und eröffnete ihm Aussichten für seine Zukunft in seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre, welche zu denken er nicht gewagt hatte. Sogleich erkannte er, daß Göttingen der Ort in der Welt sei, der allein seiner Persönlichkeit, der Richtung seines Geistes, dem von ihm gefaßten Lebensplan vollkommen entspreche. Boeckh hatte Heeren den Rath ertheilt, Boeckh ermunterte auch Müller, die Professur, mit der das philologische Seminar verbunden war, freudig anzunehmen. Zugleich hatte die Hannover'sche Regierung ihm eine namhafte Summe bewilligt, damit er zwei Monate in Dresden leben und durch Anschauung der dortigen Antiken und den Umgang mit Böttiger sich zum Lehrer der Archäologie bilden könnte. Schon die Vorbereitung dazu in Breslau durch einschlagende Studien machte ihn glücklich. Aber zu einem der schönsten Lebensmomente Müller's wurde diese Zeit, die ihm vergönnte, nicht nur seine lang gehegte Sehnsucht nach Kenntniß der Dresdener Schätze zu befriedigen, sondern auch durch den Umgang mit Schorn und Tiedt und durch deren Freundschaft für sein inneres Leben einen neuen Aufschwung zu gewinnen.

Man hatte es gewagt, zu einem bedeutenden Amte einen jungen strebsamen Mann zu wählen, dessen Name noch nichts, dessen Charakter Großes verhieß. Schon zu Michaelis 1819 begann er in Göttingen seine Wirksamkeit und rechtfertigte sofort seine Wahl durch seinen Anfang. Und in der That, selten hat sich ein solches Wagniß so glänzend bewährt, wie in diesem Fall. Fortan war und blieb Müller, wie einst Heyne, mit der Universität mit seinem ganzen innern und äußern Leben verwachsen bis an seinen Tod.

Zum Lehrer hatte sich Müller im Gymnasium gebildet und verdankt dieser Vorbereitung gewiß einen Theil seines Gelingens. Aber älter und ursprünglicher war in ihm sein productives Talent, sein Trieb zu schaffen, sein Bewußtsein, daß es in seiner Bestimmung liege, als Schriftsteller zu wirken. Fassen wir daher zuerst einen kurzen Ueberblick über diese, dem ganzen Vaterlande bestimmte schriftstellerische Thätigkeit, soweit sie sich in wenigen Zügen darstellen läßt.

Das Jahr 1820 offenbarte Müller's Grundansichten und den gewonnenen Standpunkt zuerst durch eine Abhandlung über den Delphischen Dreifuß zum Antritt seiner Professur, eine andere über die Heiligthümer der Minerva Polias auf der Burg zu Athen in lateinischer Sprache. Die Unabhängigkeit der hellenischen Kunst von ägyptischem Einfluß vertheidigte er in einem Aufsatz in Schorn's Kunstblatt über die Anfänge der griechischen Kunst und durch einen Vortrag am 22. Januar, in welchem er Winkelmann gegen den Vorwurf der Vernachlässigung dieser Leistungen der Aegypter zu schützen unternahm. Vor allen ragte in demselben Jahre sein erstes größeres Werk in der Muttersprache hervor: „Orchomenos und die Minyer,“ welches überall die größte Aufmerksamkeit auf sich zog. Alle diese Arbeiten zeigen schon durch sich selbst, welche Berlin, welche Breslau, welche Dresden ihren Ursprung verdanken, an die dann in Göttingen nur die letzte Hand gelegt worden ist.

Man erkennt schon aus der Wahl seiner Gegenstände, daß sich Müller auf einem Boden vom höchsten Interesse bewegt; daß er Fragen aufwirft und beantwortet, welche einen unwiderstehlichen Zauber über uns Alle ausüben; daß er Forschungsfelder durchwandelt, welche uns in grüne, lichtvolle, blumen-

geschmückte Auen und Oasen führen. Zugleich aber wird, wer ihn auf seinem Wege begleitet, angezogen, wenn er die eigenthümliche Art beobachtet, wie der Verfasser mit seinem Stoffe umgeht. Das Alterthum wird in unsere Nähe gerückt durch einen Mann, dem es selbst so zu Muth ist, als ob er uns in ein verschlossenes Paradies führe, in welchem uns die süßesten und erquickendsten Früchte entgegenlachen. Seine Liebe und Begeisterung theilt sich uns unwillkürlich mit und läßt uns niemals wieder los. Zunächst ist es Fragment an Fragment: Aegina, Delphi und Athen, die Minger und der Kopaische See, lauter Einzelheiten, die sich uns enthüllen, aber eben dies ist Müller's Absicht und Grundgedanken gemäß. Ueber dem Ganzen hat man bis jetzt das Einzelne vergessen, während doch das Ganze nur von dem begriffen werden kann, der zuvor das Einzelne studirt und in seiner Tiefe und Bedeutung aufgefaßt hat. Die Lokalmythologie und darinn die Anfänge der Lokalgeschichte sind sein Gegenstand, aber er wählt immer solche einzelne Punkte, von denen aus man in das ganze Geheimniß uralter Sagen und Gedanken einzudringen im Stande ist. Und da wird nun ein wunderbarer Fleiß angewendet, der Alles durchwühlt und durchsucht, was in den alten Schriftstellern in dunklen und halbverwitterten Spuren sich finden läßt, in den ältesten, wie in den späteren uns geretteten Werken. Wo eine Goldader sich zeigt, wird eingegraben, um das tiefer liegende herrliche Metall zu entdecken und keine Mühe gescheut. Mit dem Fleiße aber verbindet sich der Scharfsinn eines geübten Geistes, welcher den verborgenen geheimen Inhalt entdeckt, das Gefundene combinirt und einen neuen Bau aufzuführen sucht, der sogar über das Wissen der alten Welt von sich selbst hinausführt.

Müller's ganzes schriftstellerisches Leben bewegt sich von Anfang bis zu Ende in derselben Richtung fort, welche durch Niebuhr begann, durch Boeckh vertieft und durch Müller auf die Gebiete der Mythologie und Archäologie angewendet ist. Seinen sämtlichen Arbeiten liegt jene Auffassung des Wesens der Philologie zu Grunde, wie diese von den genannten Vorgängern geübt wurde. Er wußte sich dabei mit den ausgezeichnetsten Philologen früherer Jahrhunderte, wie Scaliger und Casanboun, in Uebereinstimmung, welche auch im umfassendsten Sinne gearbeitet haben und zu bedeutenden Resultaten gelangt sind. Er sah zugleich seine Bestrebungen als ein ächt deutsches nationales Werk an, zu welchem im Reformations-Zeitalter in der großartigsten Weise in unserem Vaterlande der Anfang gemacht sei und welches man in unseren Tagen zu erneuern, fortzusetzen und zu gedeihlichem Ende zu leiten habe. Die Bekanntschaft unseres Volkes mit dem classischen Alterthum, schon bisher eines seiner höchsten Güter, sollte auf das ganze Geistesleben der Griechen und Römer ausgedehnt und dadurch zu einem um so wirksamern Mittel wahrer Jugendbildung erhoben und zu einem wissenschaftlichen Ganzen mit Einheit des Inhalts und mit festen Grenzen entwickelt werden. Es ist mithin die griechisch-römische Philologie, neben welcher es eine germanische, hebräische und viele andre giebt, der Müller seine Thätigkeit widmet, und der er das Amt zuschreibt, das gesammte Leben der antiken Völker, wie es hier in der Sprache und Literatur, in der Religion, in den praktischen und politischen Einrichtungen des Staats, in Kunst und Wissenschaft zu Tage kommt, zu erkennen, geistig zu durchdringen und darzustellen, im vollen Umfange der Aufgabe, wie sie H. A. Wolf in der Alterthumswissenschaft zusammengefaßt hat. Dieser Aufgabe hat Müller sein ganzes Leben hindurch gedient und namentlich in Beziehung auf Hellas einen Theil der dazu erforderlichen Arbeiten selbst übernommen, den kühnen Versuch gewagt, „hellenisches Geistesleben in Verstand, Gefühl und Phantasie wissenschaftlich zu erkennen“, und dies Alles nicht nur bis zu den fernsten, dunkelsten Anfängen rückwärts zu verfolgen, sondern auch vorwärts bis in die spätesten Zeiten hinab zu begleiten. Keine der zu dieser Aufgabe gehörigen Arbeiten ist ihm ganz fremd geblieben: für alle hat er persönlich schriftstellerisch mitgewirkt.

Wir haben bereits Orhomenos und die Minger berührt. Das Buch ist der erste Theil eines größeren Ganzen unter dem bezeichnenden Titel: „Geschichten hellenischer Stämme und Städte“, dem im Jahre 1824 ein zweiter und dritter Theil mit der besondern Ueberschrift: „die Dorier“ folgten. Diese drei Bände geben ein recht klares und lebensvolles Bild von den eigenthümlichen Früchten seiner philologischen Thätigkeit. Sie richtet zunächst die Augen auf das Local, in welchem die menschlichen Vorgänge ihre Heimath gehabt haben und verschafft sich von demselben eine deutliche Anschauung. Immer beginnt Müller mit geographischen Darstellungen, die er mit Charten begleitet, welche aus genauen Ermittlungen hervorgegangen sind, bei denen nichts obenhin von Gewährsmännern angenommen, sondern erst nach sorgfältiger Prüfung etwas für wahr erklärt wird. Zugleich sind die darauf gestützten Schilderungen reizende Gemälde von Gebirgen und Thälern, Flussströmungen, Küsten und Meerbusen, Pflanzenwuchs und Steingebilden. Sie bilden einen lockenden Eingang in das Ganze und machen uns im Lande heimisch; sie gewähren uns überraschende Blicke in das reich ausgestattete, oft genannte, jetzt mehr und mehr bekannt gewordene Land in seiner außerordentlichen Fülle und Mannigfaltigkeit. Landstriche werden hier aufgedeckt, die bisher, weil sie nicht zu Athen oder Laedämon gehörten, das Interesse der Forscher weniger angeregt haben. Dem Locale folgt dann der Mensch; es wird nachgewiesen, in welcher innigen Beziehungen sein Gesamtleben zu den natürlichen Verhältnissen steht, in denen er in aller Einfachheit aufwuchs und handelte. Die Völker mit dem local ausgeprägten Charakter, ihre Sitten, Sprache, Religion treten uns nahe und werden in ihrem Gesamtweisen besserer Erkenntnis zugeführt. Wo der geschichtliche Boden verschwindet, wo er anfängt, wohin er führt, wird klar gemacht: aus Sage und Mythenbildung wird ein Kern ermittelt, dem lehrreiche Andeutungen abgewonnen werden, die geschichtliche Materie zu enthalten scheinen. Dafür werden Inschriften und Denkmäler, Heiligthümer und Königshäuser herbeigezogen, um ihren Antheil herzugeben. Ein Volk weist auf das andere hin: Städtebünde, Amphiktyonien, die Verhältnisse der Kolonien und Mutterstädte geben wichtige Fingerzeige für gemeinschaftliche Wurzeln und Ursprünge. Götter und Heroen gewinnen historische Bedeutung: Dichter und Prosaisker mit ihren Andeutungen empfangen hier und da Licht und Leben durch höheres Verständniß. Indes ist nicht zu verkennen, daß so gern und mit voller Freudigkeit wir den meisten geographischen Darstellungen folgen, doch auch Zweifel und Bedenken den Leser ergreifen, wenn er in der Behandlung der Mythologie auf milderem Boden über Ja oder Nein nicht sofort zu entscheiden weis. Die Zuversicht der Beweisführung scheint zu groß: die Resultate entbehren der evidenten Begründung. Es gemahnt uns, als ob Wahrheit und Dichtung in nur zu reizenden Bildern uns entgegenträten. Die Isolirung der einzelnen Stämme vom Morgenlande, von allem fremdartigen Einflusse, die Beschränkung auf ihr kleines Ländchen wird uns fraglich, die positiven Bestimmungen zweifelhaft, die Sicherheit der angewendeten Methode ungewiß. Dehnungsgachtet bleibt eine Reihe von wirklich historischen Thatfachen als ermittelt übrig, welche der Wissenschaft gewonnen sind und als Fäden betrachtet werden können, die der künftigen Forschung eine gute Grundlage darbieten. In den Zusammenhang der speciellen Forschung sind wohlbegründete tatsächliche Bestimmungen eingeschlossen, welche sich jeder ablehnenden Kritik entziehen.

Ganz diesem Verfahren entspricht endlich ein religiöser Inhalt, der aus der Mythe abgeleitet wird, Spuren einer Ethik, welche zur geoffenbarten Wahrheit in sichtbarem Verhältnisse stehen, wie die Ableitung alles Dammers auf der Erde aus einem uralten Abfall von Gott und Aehnliches. Damit im Zusammenhang stehen die Entwicklungen der Uerverfassungen, der Kriegseinrichtungen, des Handels und der Schifffahrt, des Ganges der Ereignisse, von der höchsten Blüthe bis zu dem schrecklichsten

Verfall, wo durch Römischen Einfluß alles eigenthümliche Leben zurücktritt. Viele Beilagen erläutern, befestigen, beweisen näher die vorgetragenen Behauptungen mit außerordentlicher Gelehrsamkeit und schätzbare Durchsichtung der entlegensten Quellen.

Gelegentlich wird im ersten Theil das ältere, höchst religiöse und würdevolle Adelsleben der Athener gegenüber der späteren Zeit erwähnt, in welcher Athen durch Volksherrschaft, Demagogie und Müßiggang verderbt und erschlafft erscheint. Das sind Andeutungen der Gesinnung des Forschers, welche in den Doriern in ihrer ganzen Offenheit hervortritt.

Müller hält in der Darstellung der Doriern das Ganze in wunderbarer Einheit zusammen. Apollon und Herakles, ihr Gott und ihr Heros sind ihnen eigen, gleichsam Schöpfungen des dorischen Geistes, desselben, den sie lange behaupteten und dessen Vertreter sie unter den hellenischen Stämmen geblieben sind. So ist es die Macht einer Idee, die in den Doriern lebte, und sie zu Verehrern des Apollon gemacht hat; er ist kein Sonnengott, vielmehr ist Reinheit, Helle, Klarheit im ethischen Sinne sein Wesen; er ist Stellvertreter, Gesandter und Prophet des Zeus, seines Vaters, um auf der Erde dem Bösen zu wehren, Sühnungen einzusehen und die Ordnungen des Geschickes zu verkünden. Ihm entspricht der dorische Staat, in welchem die Heiligkeit des Königthums, die Nothwendigkeit der Mordühne, die feste Ordnung in allen Verhältnissen, die strenge Sitte des Privat- und öffentlichen Lebens, Ruhe und Sammlung des Geistes herrschten. Die Doriern hatten das Leben der Altvorderen am treuesten bewahrt, Gehorsam und Unterordnung unter das Gesetz, und in allen Dingen Maß und Besonnenheit zur höchsten Lebensvorschrift erhoben.

Herakles Gestalt stammt eben so wenig, wie die des Apollon aus Naturreligion: vielmehr besteht sein Wesen in dem stolzen Bewußtsein der dem Menschen innewohnenden eigenen Kraft, durch die er sich vermöge seiner Draufgale und Kämpfe selbst den Göttern gleichzustellen vermag. Er ist immer menschlich dargestellt, und nimmt als Mensch auch an den derben und gemüthlichen Zügen Theil, die im Menschen hervortreten. — So tritt aus allen Seiten des dorischen Lebens ein edles Bild hervor, welches Müller, seiner eigenen Natur gemäß, mit besonderer Zuneigung zeichnet, nicht ohne damit bei ebenbürtigen Forschern gewaltigen Widerspruch zu finden.

Eine eigentliche Weiterführung dieser Geschichten ist nicht gefolgt: aber die Schrift über die Makedonier (1825) und das Werk über die Etrusker (1828), welches ihm den Preis von der Berliner Akademie eintrug, sind directe Erweiterungen desselben, haben die Untersuchungen so weit geführt, als die damaligen Hülfsmittel reichten und sind noch gegenwärtig nicht vergessen. Neben diesen sind viele kleinere Arbeiten in Zeitschriften, zum Theil ganz vorzügliche, erschienen, welche nach allen Seiten gewirkt und andere Kräfte zur Mitarbeit herangezogen haben.

Die Aufnahme, welche diese Bücher nicht nur in Deutschland, sondern auch in England und in Frankreich fanden, war eminent: auch Widersacher trugen dazu bei, den Werth und die Tragweite der neuen Forschungen ins Licht zu setzen. Müller entschloß sich bei den verschiedenartigen Beurtheilungen, welche er erfuhr, seine Ansichten 1825 in den „Prolegomenen zu einer wissenschaftlichen Mythologie“ tiefer zu begründen und sich mit seinen Gegnern auseinanderzusetzen. Er hält darin seinen Grundgedanken fest, daß er die Mythen in ihrer Entstehung einzelnen Landschaften und Localitäten vindicirt, und sie mit den Bedingungen des äußern und geistigen Lebens der Bewohner derselben, der einzelnen Stämme in ihren Wohnsitzen, in voller Uebereinstimmung findet, ohne doch fremden Einfluß in einzelnen Fällen abzulehnen. Ehe dieser aber behauptet werden kann, muß zugegeben werden, daß die Hellenen, denen die Sprachen und der Geist fremder Nationen fast unbekannt blieben,

und mit denen nur ein sehr geringer, äußerlicher Verkehr stattfand, in ihrer Mythologie ihr eigenthümliches Bewußtsein niederlegten und dies zunächst, wie in ihrer Sitte und Sprache, so in ihrer religiösen Empfindung und ihrem Göttercultus ausdrückten. Aber auch nach anderer Seite hin in voller Uebereinstimmung mit seinen historischen Arbeiten, immer mit Achtung vor fremden, aus den Quellen geschöpften und möglichst begründeten Meinungen, sucht er seinen Principien Bahn zu brechen. Die Eigenthümlichkeit der Hellenischen Welt, die sie umgebende Natur, ihr bürgerliches und öffentliches Leben bleibt die feste Grundlage, auf welcher er sein Werk aufbaut.

Die zweite Aufgabe, welche Müller sich gestellt hatte, die Archäologie der Kunst darzustellen, löste er in einem ausgezeichneten Werke im Jahre 1830, welches seitdem die Basis aller Forschungen auf diesem Gebiete geworden und in mehreren neuen Ausgaben vervielfältigt worden ist. Unbestritten ist dies als Meisterwerk anerkannt. Obwohl Handbuch, macht es auf des Lesers Herz und Gemüth den tiefsten Eindruck und giebt einen belehrenden Blick in eine außerordentliche, nie anderwärts in ähnlicher Ausdehnung und Großartigkeit gesehene Kunstthätigkeit, welche in das ganze Leben der Nation eingreift und dieses uns darstellt. Mit allen andern mythologisch-historischen Arbeiten Müller's steht es im innigsten Zusammenhange und giebt deutlich zu erkennen, wie diese Studien des Verfassers Einsicht in das gesammte Alterthum im höchsten Grade vertiefen und vollenden mußten. In Berlin und Dresden hatten diese Studien begonnen, auf einer Reise nach Frankreich und England (1822), welche bisher schmerzlich entbehrte Hülfsmittel darbot, waren sie fortgesetzt worden; in Göttingen aber wurden sie abgeschlossen und sind als hier eigentlich geboren und durchgeführt anzusehn, recht ein Product der größten Hingebung und der eifrigsten, rastlosesten Arbeit des Verfassers. Bildliche Belege dazu traten 1832 in den nach seiner Auswahl und Anordnung von Desterley gezeichneten und radirten Denkmälern der alten Kunst hervor, zu welchen er den Text schrieb. Aber ununterbrochen thätig blieb Müller für den Gegenstand, der seiner ganzen Seele Erhebung und höchste Lebensfreude gewährte, und ermüdete nicht, durch eine Menge Abhandlungen, wie über Phidias Leben und Kunstwerke, die interessantesten Stoffe speciell zu entwickeln, und durch Anzeigen und Recensionen, in denen er jede Erscheinung der Zeit sofort sachlich referirend verzeichnete und in ihrem Werthe im Ganzen oder im Einzelnen zu fassen und kurz nach ihrem Inhalte darzustellen suchte, seine Wirksamkeit auszudehnen.

Ferner führte die schriftstellerische Thätigkeit Müllers zu kritischen und exegetischen Arbeiten für die classischen Schriften des Alterthums. Er übersetzte und erklärte die Eumeniden des Aeschylos und gab Abhandlungen hinzu, in denen er sich über eine Menge, die Tragödie betreffende, wichtige Fragen ausführlich verbreitete und manche Punkte schön erläuterte. Hier bewegte er sich ganz in dem Kreise seiner sonstigen Ideen; bald aber betrat er ein bisher von ihm noch unbebautes Gebiet, indem er 1833 die Schrift des Terentius Varro über die lateinische Sprache und 1839 die des Sextus Pompejus Festus über die Bedeutung der Wörter kritisch bearbeitete und mit allen zu Gebote stehenden Hülfsmitteln im Geiste unseres Jahrhunderts den Text wiederherzustellen bemüht war. In demselben Jahre vollendete er seine Antiochenischen Abhandlungen, in denen er die wichtigen Ruinen dieser bedeutenden Stadt der Syrischen Könige zu einer antiquarischen Darstellung benutzte, in welcher er seinen ganzen Scharfsinn und die gewonnene Kenntniß der antiken Baukunst documentirte. Seine Herstellungen haben überall den größten Beifall gefunden.

Von England aus angeregt, schrieb er zuletzt seine Geschichte der griechischen Literatur, das erste Werk, welches er ganz frei nach seinen eigensten Ideen entwarf, und welches recht eigentlich als ein Product seines ganzen Lebens angesehen werden kann. Es ist völlig eigenthümlich, kein

Handbuch im gewöhnlichen Sinne, sondern für Gebildete beider Nationen geschrieben, eine Darstellung im Sinne des Standpunktes unsers Jahrhunderts, nach Form und Inhalt von ähnlichen Arbeiten durchaus abweichend.

Schade, daß es ihm nicht beschieden war, das Werk zu vollenden: es hat auch so die deutsche Philologie dem Auslande empfohlen, würde dies aber noch in viel höherm Grade geleistet haben, wenn es auch die späteren Zeiten in gleich sinniger Weise behandelt hätte. Gerade Müller ist es unter den deutschen Gelehrten in ganz besonderm Maße gelungen, auch außer Deutschland zu wirken. Seine *Dorier* wurden schon 1830 in England übersezt, sein litteraturgeschichtliches Werk von dort aus veranlaßt und erschien zuerst in englischer Sprache. Die Franzosen und Italiener haben das Handbuch der Archäologie und die Geschichte der Litteratur sorgfältig übersezt und sich mit Müller's Person und seinen Werken vielfach mit wahrer Begeisterung beschäftigt. Mit einigen der bedeutendsten Männer aller dieser Länder stand er im lebendigsten Verkehr. Auch viele junge Griechen waren in Göttingen seine Schüler und wurden später seine Verehrer; einer Uebersetzer seiner Litteraturgeschichte.

Bestreitende ebenbürtige Gegner hat er nicht minder im Auslande gefunden, wie in Grote, dem berühmten englischen Bearbeiter der griechischen Geschichte, und in Meunier, in dessen religiös-geschichtlichen Abhandlungen. Die deutschen Gelehrten haben ihn persönlich zum Theil mit großer Heftigkeit angegriffen; ihnen in gleicher Weise zu antworten, war wider seine Natur; wo es aber die Sache zu erfordern schien, schwieg er nicht und ließ sich dann auch wohl, doch nur selten, zu Aeußerungen hinreißen, welche er später lieber zurückgenommen hätte. Mäßig waren noch die Angriffe von Seiten derer, welche über den Zusammenhang zwischen Aegypten und Hellas ein anderes Urtheil als Müller abgaben; ruhig und würdig wurde der Streit mit Creuzer, Welcker und den andern gesinneten Mythologen geführt. Heftiger und in Persönlichkeit ausartend waren nach dem Erscheinen der *Dorier* die Kämpfe Schlosser's und Lange's gegen ihn, welche auch Müller's sittlichen Charakter verdächtigten. Am bedenklichsten gestaltete sich endlich der Streit, den er selbst um Dissen's, seines Freundes und Amtsgenossen willen, mit Gottfr. Hermann durch eine übereilte Aeußerung in einer Vorrede angeregt hatte, und der um so mehr zu vermeiden gewesen wäre, als er selbst im vollsten Maße Hermann's Verdienste anzuerkennen gewohnt war. Ueberall hat aber Müller nach seinem innersten Wesen Milde im Urtheil, Bescheidenheit und Zurückhaltung, und jenen edlen Sinn gezeigt, der sich lieber verlesen läßt, als andere verlegt.

Aber Müller war nicht nur Schriftsteller, er war noch mehr Professor und diesem Berufe mit ganzer Seele ergeben; unbedenklich rechnete er ihn zu den schönsten, die man in der Welt übernehmen könne, und fand ihn für seine Eigenthümlichkeit ganz wie gemacht. Mit Sehnsucht und Begeisterung kam er in Göttingen an, um sich der berühmten Universität anzuschließen, und begann sein Werk. Bereits zu Michaelis 1819 hielt er seine erste Vorlesung über Orakel und Weissagungen der Alten und gewann sofort eine Menge Zuhörer, welche sein reiches Wissen, sein lebendiger Vortrag, sein jugendlich frisches Wesen, auch sein wohlklingendes Organ anzogen und bei ihm festhielten. Im Sommer 1820 las er zum erstenmal über Archäologie und Geschichte der Kunst bei den Völkern des Alterthums. Diese Vorträge hat er fast jährlich mit immer steigender Kenntniß und immer reicheren Hilfsmitteln im Sommer fortgesetzt. Sie bildeten einen Mittelpunkt für seine Universitäts-Thätigkeit: an sie knüpfen sich die schönsten Rück Erinnerungen seiner Zuhörer. Es war ein Genuß, ihn zu sehen

in seiner blühenden Gestalt, wie er umgeben von großen Kupferwerken und Gypsabgüssen, mit feinem Tact und tiefem Verständniß in die Geheimnisse der Kunst und die Grundideen derselben einweichte. Seine freie Rede ergoß sich in klaren, lebendigen Ströme und enthüllte zugleich mit dem erhabenen Gegenstande die eigene Natur, die Verwandtschaft seines Geistes mit dem Geiste von Hellas, den Umfang seines Wissens und seiner Erkenntniß. Sein ganzes Leben erschien wie eingetaucht in eine alte, längst untergegangene, nun von ihm wiedererweckte und in's Leben gerufene Welt. Immer zu schnell waren die Stunden verflogen, denen man gern eine ungleich längere Dauer gegeben hätte. So ward die Jugend an seine Person gefesselt, an sein Auge, seine Lippen geheftet, durch seine Worte ergriffen und begeistert.

Was Müller von seinen Forschungen in der Vorrede zu den Doriern sagt, daß er sich mehr ein Lernender, als ein Lehrender mit völliger Unbefangenheit der Combination des Stoffes überlassen habe, gilt auch von seinen Vorlesungen, die ihm die Schwingen waren, auf welchen er sich selbst immer mehr zur vollkommenen Beherrschung der Gegenstände seines Strebens erhob. Die Studirenden selbst konnten sein Fortschreiten beobachten. Aber wie schön und glücklich war es auch, daß, was er nur angriff, um es schriftstellerisch zu behandeln, immer zugleich das Nothwendigste umfaßte für die Vorbereitung zu selbständigen Studien philologischer Disciplinen. Harmonisch forderte eins das andere, beides das Interesse und Gedeihen der studirenden Jugend.

Für die reale Seite der Philologie las er öfter über Mythologie und Religionsgeschichte des Alterthums, einmal über Numismatik und Paläographie, öfter über griechische Alterthümer und römische Litteraturgeschichte, einmal über neuere Kunstgeschichte. Alles wohl berechnend, wollte er in einem Zeitraum von drei Jahren immer in den ganzen Umfang der Studien eines Philologen einführen. Zu diesem Behuf fügte er jenen Vorlesungen andere hinzu über einzelne Schriftsteller. Eregetische Vorträge hielt er über Herodot und Thukydides, über Pindar und Aeschylos, über Tacitus, Juvenal und Persius.

Wie er diese Collegien mit der größten Sorgfalt, Ordnung und Anstrengung durcharbeitete, so war es ihm auch ernstlich darum zu thun, die sprachliche Seite des Alterthums zu pflegen. Er faßte diesen Theil der Universitätsstudien zuerst von Seiten der Wichtigkeit für die Studirenden auf und forderte von ihnen ein genaues Eingehen auf grammatische und lexikalische Kenntniß, an und für sich und zum Verständniß der Schriftsteller. Großen Werth schrieb er aber zugleich diesem Studium zu, wenn es historisch und comparativ behandelt werde, und betrachtete diese Forschung als unentbehrlich, wenn man ganz die geistige Geschichte der Nationen durchdringen wolle. Gerade darin erklärt er sich gegen K. N. Wolf, der die Grammatik als eine rein formale Disciplin in seinem System eingeführt hatte, und behauptet mit Gottfr. Hermann und mit dem darin diesem ganz beistimmenden Aug. Boeckh, daß sie eben so gut zum Inhalt gehöre, wie die übrige Alterthumskunde. In diesem Sinne las er schon 1827 über vergleichende Grammatik des Griechischen und Lateinischen, wendete sich zur glücklichen Weiterführung solcher Arbeit selbst den Sanskritstudien wieder zu und benutzte das Aufblühen der Kenntniß asiatischer Sprachen in jener Zeit, um sich dadurch einen weiteren Blick über diese wichtigen Probleme und deren Lösungsversuche zu verschaffen. Das größte Interesse richtete er auf diese sprachliche Seite und würde, wenn es ihm möglich geworden wäre, darüber etwas zu veröffentlichen, sein Talent auch dafür dargethan haben. Die Anregungen aber, die er damit seinen Schülern gegeben, wie Ahrens für seine wichtige Behandlung der Dialekte, und Lepsius für seine ruhmvollen ägyptischen Entdeckungen, werden von diesen Männern selbst mit der höchsten Anerkennung seines Verdienstes kund gethan.

Wie wichtig ihm dieser Theil seiner großen Thätigkeit war, beweist wohl nichts schlagender als seine Einfindung der im Winter 1840—41 zu haltenden Vorlesungen, die Schneidewin nach seinem Tode mit inniger Nührung veröffentlichte.

Niemand aber wird es anders erwarten, als daß Müller als Seminardirector mit ganz besonderem Eifer bemüht war auf die Studirenden zu wirken, da er an sich die große Bedeutung des Seminars in Breslau und Berlin erfahren hatte. Hier gab er sich ganz unbefangenen den Lernenden hin, interpretirte Sophokles, Hesiodos und viele andere classische Schriftsteller, ließ die jungen Leute selbst arbeiten und vermied nicht, daß sie bemerkten, wie in diesen Gebieten allmählich sein lateinischer Ausdruck freier, lebendiger und classischer, seine Kenntniß der Sprache und Sache gründlicher, seine Methode sicherer und belebender wurde.

Auch gründete er eine philologische Societät unter den Studirenden selbst im Jahre 1825, welche er bis an seinen Tod geleitet hat. Die Studenten versammelten sich allein, wählten sich eigene Aufgaben für Lectüre und Abhandlungen, theilten ihre schriftlichen Aufsätze Müller mit, besprachen sie in lateinischer Disputation und sahen zuweilen den Dirigenten in ihrer Mitte erscheinen, um seine Theilnahme zu bezeugen und Rath zu ertheilen. Eine große Anzahl tüchtiger Jünglinge haben darin den schönsten Antrieb zu eifrigen Studien gefunden. Es giebt keinen günstigeren Weg, in dieser freien Art die Jugend durch sich selbst zum Wettstreit anzuspornen und zu künftiger eigenthümlicher Geistesarbeit anzuleiten.

Bei solchen Bemühungen konnte es nicht fehlen, daß ihm die Univeritätsbehörde alle mögliche Gunst zuwendete. Im Sommer 1822 erhielt er jenen Urlaub zu einer Reise nach Frankreich und England, die ihn mit den ausgezeichnetsten Männern seines Fachs in enge Verbindung brachte und durch belehrende Gespräche mit ihnen und neue Anschauungen sein Wissen erweiterte. Schon 1823 im 26sten Lebensjahre wurde er ordentlicher Professor, Mitglied der Societät der Wissenschaften, 1832 Hofrath, 1834 Ritter des Guelphenordens, 1831 Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission und Commissarius bei den Abiturienten-Prüfungen, 1825 und 1837 Aufseher über die auf der Bibliothek befindlichen Gypsabgüsse, die archäologischen Kupferwerke und die Münzsammlung, 1835 mit Dissen, Professor der Beredsamkeit; kurz alle Ehren, welche die Regierung zu vertheilen hatte, wurden ihm verliehen. Vom Auslande wurde er von Berlin, München, Leipzig, von Paris und London, den Niederlanden her zum Mitglied gelehrter Gesellschaften ernannt, in Rom Mitglied des archäologischen Instituts.

Auch sein Privatleben entwickelte sich auf das Glücklichste, zunächst in engster Verbindung mit der Univeritätswelt, die ihn umgab. Freudig schlossen sich die Studirenden an ihn an, da er sie mit seinem Rathe unterstützte, durch freundlichen Umgang persönlich gewann und auf die rechten Wege hinwies. In der ersten Zeit schon waren es besonders auch Griechen und Amerikaner, mit denen er in Verbindung trat. Bis zur letzten Zeit seines Lebens hat sich dies nicht in derselben Ausdehnung fortgesetzt, weil allmählich die Menge der Arbeiten einem näheren Zusammensein mühersteigliche Hindernisse in den Weg legte.

Wie seine Jugendlichkeit ihm hierbei zu gute kam und seine stete Heiterkeit, so seine Bescheidenheit. Ohne verkehrte Selbstüberschätzung kam er, durch neidlose Anerkennung fremdes Verdienstes, auch seinen Fachgenossen entgegen. Mit Heeren verknüpfte ihn Verehrung und Dankbarkeit; dem berühmten Witscherlich bewies er alle Hochachtung; dem edlen Dissen stand er mit rührender Irene zur Seite.

So verschieden beide Männer waren, so innig verbanden sie sich durch ihren sittlichen Charakter und ihre gemeinsame Liebe zu ihrer Wissenschaft. Ungetrübt hat die innigste Gemeinschaft und Freundschaft bis zu Dissen's Tode fortgedauert. Der jugendliche Professor trat aber mit seinen Alters-Genossen, er der jüngste unter ihnen, in den vertrautesten Umgang. Im Jahre 1812 hatte in Göttingen ein Jünglingsbund um Bunsen her bestanden, der auf nichts Geringeres ausging, als im Sinne der Universität und Heyne's, ächte und praktische, nicht todte Gelehrsamkeit sich anzueignen, eine lebensgestaltende Philosophie zu erzeugen, und Deutschland einen neuen Geist einzuhauchen. Jetzt stiftete Müller, wohl im Sinne der geselzten Gesellschaft zu Berlin, die der Ungründlichen, zu Ernst und Scherz, Elvers, Ribbentrop, Höck, Jul. Müller, Spitta, Kruse u. A. traten in heiterer, gemüthlicher, zuweilen ausgelassener Genossenschaft, und doch zugleich im wärmsten Eifer für die Studien der Universität zusammen, nicht ohne den ernstesten Altvateru der Hochschule für die Fortdauer der alten Würde einige Besorgnisse zu erregen. Aber zu gleicher Zeit trat durch Müller schon im Jahre 1823 und 1824, von denselben jungen Männern belebt, die lateinische Gesellschaft auf, welche in der kritischen Lectüre Cicero's vom Staate eine ernste Beschäftigung unternahm, — wohl auch diese nach dem Berliner Vorbild der griechischen Gesellschaft, — an welcher Götschen, Huschke, Eichhorn, Elvers, Schmidtlein, Graf Reisach u. A. Theil nahmen. Wieder erneuert im Jahre 1827, bestand sie vom December d. J. bis zum März 1838. Auch hier aber fehlte es nicht an Humor und Heiterkeit, die auch in Müller's, des immerwährenden Dictators oder „Tyraunen“, Protokollen zuweilen hervorbricht. Freu allen diesen lieben Freunden wandelte Müller seinen Weg. Und wie hat er sich später seiner jüngeren Amtsgenossen angenommen! Schneidewin und Kriske, von Leutsch und Wieseler sind Zeugen, wie ohne Mißgunst er bemüht war, sie zur Geltung zu bringen und mit ihnen für das Wohl der Hochschule zu sorgen. Schneidewin hat die Briefe Müller's den Seinen hinterlassen, die den rührendsten Beweis von Müller's liebevoller Freundschaft geben.

Familienumgang hatte sich für Müller auch früh gebildet. Heeren, Blumenbach, Sartorius u. A. öffneten ihm ihr Haus. Im September 1824 aber verband er sich mit der Tochter des Geheimen Justiz-Rathes Hugo und schloß eine Ehe, welche ihm die reinsten Freuden des Lebens bereitet, sein Herz und Gemüth in seltener Weise befriedigt und ihm ein unschätzbares, häusliches Glück verschafft hat. Seine Gattin gehörte zu den edelsten Frauen der Stadt, zu den Wohlthäterinnen der Armen, war eine theilnehmende Freundin der Leidenden, und vertrat in ihrer Person ächte weibliche Tugend. Söhne und Töchter beglückten das seltene Paar. Es war, als ob alle Lebensfreuden den Glücklichen in vollstem Maße zu Theil werden sollten. Einige Reisen in Deutschland und Dänemark brachten ihn mit den großen Männern in persönliche Beziehungen, und jährlich erweiterte sich der Kreis seiner anerkennenden Freunde und Verehrer. Göttingen selbst aber füllte sich mit ausgezeichneten Professoren, wie Wilh. und Jac. Grimm, Dahlmann, Lücke, Servinus, H. Ritter, die mit Benecke, Hausmann und den bereits genannten Professoren das dortige Leben immer mannigfaltiger gestalteten; die Familienabende im Hugo'schen Hause waren sehr belebt und erfreulich. In der Ferne hatte er das geliebte Vaterhaus, mit dem er in beständiger Correspondenz verharrete, um sofort von allen Leiden und Freuden die Seinen zu unterrichten, bei denen er doch die allerinnigste Liebe suchte und fand. Dort wurde jedes Wort von ihm mit Dank aufgenommen, jedes Blatt bewahrt, jede seiner Schriften als größte Hausfreude willkommen geheißen. Dorthin nach Schlessien war Herz und Sehnsucht immer gerichtet. Ein schöneres Familienbild wird schwerlich irgendwo existiren, als hier. Nicht minder innig war das Verhältniß zu Bruder und Schwester, zu Julius und Eduard, Flora und Gottliebe, die

auch ihrerseits im höchsten Grade Ehrenschmuck und Freude der Eltern waren. Köstlich ist es, so schönen menschlichen Verhältnissen zu begegnen, die uns ein unerschöpflich reicher Quell wahrer Lebensfreude werden. Für Müller ging daraus das Beste hervor, was er besaß; seine Dankbarkeit gegen die treuen Pfleger seiner Kindheit und gegen alle Geschwister, welche ihn stets mit ihrer Liebe begleitet haben, loste sich in das frohe Bewußtsein der göttlichen Gnade auf, die ihm alle die großen Güter, deren er sich erfreute, ohne sein Verdienst geschenkt habe. Die Reinheit und Liebe im Verhältniß zu seinem Vaterhaus hat ihn auch hinaufgeleitet zu dem Herrn im Himmel; das Bewußtsein seiner menschlichen Schwäche, gegenüber der ihm gegebenen Aufgabe und den edlen Geistesgaben, die ihm dazu verliehen waren, hob zu der Kraft des Evangeliums empor, die auch er in ihrer ganzen Fülle in seinem Innern erfahren hat. — Sein letztes Werk für seine Familie war der Bau eines Hauses, der ihn im Jahre 1835 beschäftigte, und den er selbst mit seinen baulichen Erfahrungen und Ideen zu gestalten anfing und beendete, und als ein Denkmal seines Lebens in Göttingen hinterließ. In derselben Zeit ward ein neues Universitätshaus gebaut, nicht ohne daß er auch dabei mit seinem vollen Interesse für das Gelingen desselben mitwirkte.

So kam die Feier des Jubiläums der Universität vom 17. bis 19. September 1837 herbei, für Müller Tage der Arbeit, die ihm als Professor der Beredsamkeit dabei zufiel. Müller kündigte die Säcularfeier durch ein wichtiges Programm an, in welchem er die Sorge des Staats für Bildung bei den Griechen und Römern klar und mit voller Sachkenntniß schilderte. Am 18. September hielt er in der Aula die Festrede und entwickelte schön und wahr zu Aller Befriedigung die Geschichte der geliebten Universität; am 19ten wurde er von der Juristen-Facultät zum Doctor der Rechte ernannt. Schon vorher, am 28. August, hatten ihm die Studirenden einen glänzenden Fackelzug gebracht. Aber noch war der Festjubel nicht ganz verstummt, da wurde Müller's Herz schon wegen der Aussichten für die Zukunft beunruhigt, schwer getroffen durch den Tod zweier seiner liebsten Freunde, Dissen's am 21sten, Göschen's am 24. September, die mit sich vereint zu wissen, bis dahin einen Theil seines Lebensglücks ausgemacht hatte.

In denselben Tagen ward der jetzt jährlich wiederkehrende Congreß deutscher Philologen und Schulmänner gegründet. Im Directorat-Hause versammelten sich, unter Alex. von Humboldt's Vorfiß und unter Mitwirkung von Fr. Thiersch, einige der dort gegenwärtigen Vertreter der philologischen Disciplinen, wobei auch D. Müller in bedeutendster Weise mitwirkte. Thiersch hatte die Anregung gegeben; Müller die Sache mit großem Interesse aufgenommen.

So unter Leid und Freude gingen jene wichtigen Festtage vorüber.

Aber mitten in den Vorbereitungen zu dem Feste der Universität — als eben vor dem Universitäts-Gebäude der Grundstein für sein Denkmal gelegt wurde — erkrankte in England König Wilhelm IV. und erregte die ängstlichsten Besorgnisse. Schon am 20. Juni erfolgte sein Tod, und sofort ging die Regierung des Landes auf den Herzog von Cumberland Ernst August über, nicht ohne daß die Ahnung mannigfacher Erschütterungen des bisherigen Zustandes überall und auch in Göttingen ausgesprochen wurde.

Am 26. September 1833 war ein neues Staatsgrundgesetz für das Königreich publicirt worden, ohne daß man sich der Uebereinstimmung des künftigen Thronerben versichert hatte. Unmittelbar nach dem Regierungsantritt desselben am 28. Juni vertagte der neue König die versammelten Stände;

am 5. Juli wurde in einem königlichen Patente die Rechtsbeständigkeit des Staatsgrundgesetzes in Zweifel gezogen und dann in der dadurch erregten Mißstimmung das Universitätsfest begangen. Aber schon am 1. November erfolgte die Aufhebung. Auch die Professoren sollten Dienst- und Huldigungsreverfe einreichen. Da erklärten am 18. November sieben derselben: Dahlmann, Albrecht, Jac. und Wilh. Grimm, Servinus, Ewald und Wilh. Ed. Weber in einem Protest, den sie an das Curatorium der Universität richteten, die Aufhebung der Verfassung für widerrechtlich. Müller hatte sich nicht angeschlossen, weil er sich zu der Ansicht bekannte, daß jetzt ein solcher Schritt nicht gerechtfertigt sei, daß man vielmehr den Zeitpunkt abzuwarten habe, wo die Universität als Wahlcorporation verfassungsmäßig sich aussprechen müsse, wo man dann mit mehr Erfolg für die gute Sache wirken könne, als wenn Einzelne hervorträten und sich in die politischen Händel des Landes mischten. Was die Regierung thun würde, blieb einige Wochen ungewiß: in dieser Zeit war eine Zusammenkunft in Dahlmanns Hause, welcher ich beiwohnte, in der Servinus zuerst auf das bestimmteste aussprach und begründete, daß sie nichts als ihre sofortige Entlassung zu erwarten hätten. Und bereits am 12. December erfolgte die Amtsentsetzung aller sieben Professoren und die Landesverweisung von Jac. Grimm, Dahlmann und Servinus.

Es war ein schöner Decembertag, an welchem die Geächteten unmittelbar darauf Morgens früh Stadt und Universität verließen. Die beabsichtigte Begleitung derselben durch die Studirenden war verboten worden. Ungachtet des mit strenger Strafe drohenden Befehls verließen die Studirenden, indem sie zum Theil die Mauer überstiegen und verborgene Wege wählten, die Stadt und eilten dem Zuge voran. Einige Wagen führten die Geächteten mit ihren nächsten Freunden, — Otfried Müller war unter ihnen, — bis an die Grenze in das benachbarte Wizenhausen. Berittene Polizeiwachen waren auf den Straßen aufgestellt, ließen uns aber ungehindert in völliger Ruhe passiren. Als wir uns Wizenhausen näherten, kamen uns etwa 200 Studirende entgegen. Rasch eilten sie herbei, spannten unsere Pferde aus und führten die Wagen im raschesten Laufe über die Werrabrücke in die Stadt und zu dem Gasthof. Kein Auge blieb ohne Thränen. In der Stadt vor dem Rathhause wurden einige Reden gehalten: gegen Abend erfolgte die Trennung in der rührendsten Weise. Kaum waren die Geächteten nach Cassel gekommen, als der Churfürst den Brüdern Grimm zwar gestattete, als Heffischen Landeskindern, hier ihren Wohnsitz zu nehmen, Dahlmann aber und Servinus den Aufenthalt im Lande versagte und durch einen eigenhändigen Brief seine That dem König von Hannover notificierte. Servinus ging nach Heidelberg; Dahlmann und die Grimms wurden nach einiger Zeit in Preußen angestellt.

Jetzt erklärte Otfried Müller mit fünf seiner Collegen seine wesentliche Uebereinstimmung mit der Gesinnung und den Ansichten der Sieben, ohne dadurch irgend eine Rüge oder Bestrafung über sich herbeizuziehen.

Angstlich besorgt mahnten französische Gelehrte, wie Letronne und Raoul-Rochette von jeder politischen Thätigkeit ab. Müller hielt es für seine Pflicht, seine Ansicht öffentlich kund zu geben, blieb aber an seiner Stelle, indem er sogar einen Ruf nach Petersburg ablehnte, und wollte die Universität nicht verlassen, die jetzt so hart getroffen und ihm so theuer war. Aber es wurde ihm schwer, und nur mit Schmerzen setzte er seine Wirksamkeit ruhig fort. Erst im Anfang des Jahres 1839 bat er um Urlaub, um den lange gehegten Plan auszuführen, Italien und Griechenland mit eigenen Augen zu sehen. Der großartige Gedanke — die Geschichte Griechenlands zu schreiben — beschäftigte seine Seele: in diesem Werke wollte er Alles niederlegen, was seine bisherige Forschung ihn gelehrt hatte

und was die eigene Anschauung ihm bringen würde. Nach seiner mündlichen Aeußerung dachte er an ein Werk von zwölf Bänden, von denen die Hälfte Anmerkungen, Begründungen und einzelne historische und geographische Abhandlungen enthalten sollte. Die Regierung unterstützte ihn, indem sie bereitwillig den Urlaub gestattete und auf ihre Kosten einen trefflichen Zeichner, Meise, ihm mitgab. Zu der Hoffnung, daß auch die Universität sich in der Zeit seiner Abwesenheit wieder neu gestalten werde, konnte er sich nicht erheben; dagegen dachte er im October 1840 mit reichen Schätzen beladen zurückzukehren, um wieder für das Wohl der Hochschule mitzuwirken. So verließ er seine Familie, sein Haus, seine Sammlungen, nicht ohne ernstlich für den Fall seines Todes über Alles zu verfügen und ein ausführliches Testament zu hinterlassen. Desungeachtet reiste er ohne bange Todesgedanken, sondern vertraute vielmehr seiner guten Natur, die von Jugend auf viel Beschwerde, namentlich auch große Hitze zu ertragen im Stande gewesen sei.

Müller's Reise nahm zuerst einen außerordentlich glücklichen Verlauf. Alle seine Angelegenheiten, die des Amtes, der Familie, der Literatur hatte er wohlgeordnet. Vom 30. August 1839 ist sein Testament datirt, die Abhandlungen vor den Verzeichnissen der Vorlesungen bis zur Rückkehr waren vollendet übergeben worden: sein Tisch war „spiegelblank“. Auf Alles, was kommen konnte, gefaßt und ergeben empfahl er die Seinen dem göttlichen Schutze und reiste mit seinem Zeichner nach München ab, wo er sehr wohl aufgenommen wurde und mit seinen trefflichen Reisegefährten Ad. Schöll und Th. Pressel zusammentraf. Der Weg ging über Verona und Mantua nach Florenz und Rom. Ueberall studirte er eifrig die Localität und die Denkmäler und gewann für Geschichte und Kunst immer helleres Licht. Die Reisenden durchzogen Italien in vollster Harmonie; Rom beschäftigte sie bis zum Ende des Jahres; Müller war sehr bald daselbst heimisch und erreichte seine Zwecke vollständig, obgleich die päpstlichen Behörden sich zögernd erwiesen und auch die Gelehrten anfangs zurückhaltender waren, als im übrigen Italien, bis Restier dem abhalf. Das Leben ward dann sehr angenehm. Es folgte dann Neapel, Herculaneum, Pompeji, Paestum. Groß war die Ausbeute in Sicilien unter den herrlichen Ruinen von Syrakus, Segesta, Selinunt, Agrigent; in Catania verlebte Müller mit Sartorius von Waltershausen zehn glückliche Tage. Sonntags am 6. April kamen Alle gesund, frisch, kräftig in Athen an, und fanden mit der Hauptstadt Griechenlands in ganz Italien und Sicilien nichts vergleichbar. Müller sah alle seine Erwartungen weit übertroffen und war ganz in seinem Elemente, beutete jede Stunde aus, lebte still und in rastloser Arbeit. Hier fand er Ernst Curtius, und schon am 11. April ließ dessen Quartett zum Gruß des willkommenen Ankömmlings vor seiner Thür das *Integer vitae* durch die Athenastraße ertönen und nahm an allen Forschungen den lebhaftesten Antheil. Müller trat in seiner ganzen Liebenswürdigkeit auf, electricirte seine Gefährten durch Blick und Wort, fand sich überall leicht zurecht, erkannte die einzelnen Denkmäler sofort, wirkte bei den bereits auf der Akropolis begonnenen Ausgrabungen eifrig mit, machte joyliche Entdeckungen und fühlte sich wohl und heimathlich angeregt. Nach fünf arbeitsvollen und freudereichen Wochen wurde eine vierzig tägige Exursion nach dem Peloponnes gemacht, deren Erfolge durch Curtius, den Erben seiner wissenschaftlichen Pläne, bekannt geworden sind. Müller ward durch das, was er hier fand, im höchsten Grade überrascht; er fand lachende Thäler, romantische Schluchten, eine herrliche Vegetation, dabei Ruinen von Städten und Tempeln, die seine ganze Seele in Bewegung setzten. Vor Allem bewunderte er die klare Anschauung, die man von der sehr verschiedenartigen Conformation und natürlichen Prädestinirung der Landschaften

und Hauptorte gewinnt, und hoffte, bei der Schärfe, womit die Natur selbst zeichnet, daß diese Anschauungen sich so tief einprägen möchten, daß sie ihn nach Deutschland zurückbegleiten würden. Nach der Rückkehr gestaltete sich der zweite Aufenthalt in Athen (17.—30. Juni) ungleich glänzender als zuvor und zeigte ihm eine Theilnahme des Conservators Pittokus, des Königs und der Königin, die vom Herzen kam und alle mögliche Unterstützungen in Aussicht stellte und sofort gewährte. Athen ward ihm täglich klarer und verständlicher, aber jetzt schon im Juni durch die Hitze beschwerlich. Desungeachtet entschloß er sich, dem ursprünglichen Plane gemäß, zur Annalischen Reise nach dem Norden, nach Theben, zu dem kopaischen See, nach Theffalien, nach Delphi, wohin alle seine Neigungen von Jugend auf ihn riefen. Mit innigster Freude und unter beständiger Arbeit weilte er daselbst, besonders glücklich in Delphi, wo er Ausgrabungen vornehmen ließ und bedeutende Entdeckungen machte. Hier schien sich seine Künslingsarbeit herrlich zu belohnen. Was er einst aus Büchern von der Ferne her gelernt und geahnt hatte, ward durch die Anschauung von neuem seinem Geiste lebendig vorgeführt. Die alte Sehnsucht nach diesen Gegenden hatte sich erfüllt. Kein Wunder, daß er der Hitze nicht achtete, die Beschwerden auf das freudigste übernahm, sofort nach der Arbeit zu seinen Blättern griff, und Entdeckungen und Inschriften verzeichnete. Er war in seinem Beruf, er arbeitete für sein künftiges Leben in Göttingen, seine literarischen Arbeiten in Deutschland.

Zurück aber wendete sich sein Herz mitten unter seinen Arbeiten in die Ferne. Namentlich Ohlau und seine dort sich indes sammelnde Familie erregte sein tiefstes Gemüth. Die Freude des Wiedersehens belebte ihn „fast zu groß“, wie er sagte, „für das den Menschen beschiedene Maß“. „Nach solcher Reise in der Heimath weilen, schließt einen ganzen Himmel in sich“. Die Heimath steht wie ein Paradies im Hintergrunde seiner Wanderungen; „ich bete“, sagt er, „zum lieben Gott, daß kein unvermuthetes Hinderniß diesen Plan zerstören möge.“

Am einem Augustmorgen — es war einen Tag vor Otfried Müller's Geburtstag, den 27sten 1840, — kam ein Blatt der Allgemeinen Zeitung in Göttingen zuerst in die Hände des Geheimen Justiz-Raths Hugo: er eröffnete es seiner Gewohnheit gemäß in tiefster Seelenruhe, sein erster Blick aber fiel auf die erste Zeile: da las er die erschütternde Nachricht, daß Otfried Müller in Athen am 1. August gestorben sei. Dessen Gemahlin war bereits nach Schlesien zu den Schwiegereltern gereist und harrte dort nach Empfang der letzten Briefe der baldigen Rückkehr des geliebten Gatten.

Aus Hugo's Hause verbreitete sich die schmerzliche Kunde rasch in der ganzen Stadt: der Schreck war allgemein, als sei jedem Einzelnen ein großes Unheil widerfahren. Von Mund zu Mund flog die traurige Nachricht. Daß sie unmittelbar aus Hugo's Hause kam, ließ keinen Zweifel aufkommen, bis man erfuhr, daß eine Zeile einer Zeitung, kein Privatbrief, die Kunde veranlaßt habe. Da entstand die Meinung, daß es doch wohl auf Irrthum beruhen könne und dadurch einige Beruhigung für diesen ersten Tag. Aber schon der folgende Morgen brachte in derselben Zeitung eine so ausführliche, eingehende Darstellung aller Einzelheiten, daß keine Ungewißheit übrig blieb. Der Schwiegervater war es, der von Göttingen aus überall hin die Kunde brachte. Maßlos war der Schmerz im Predigerhause in Ohlau, wo mit den Eltern Gattin und Kinder den unersehlichen Verlust nicht hätten ertragen können, wenn nicht auch im härtesten Geschick den Willen Gottes zu verehren Alle schon gewohnt gewesen wären. Mit zerrissenem Herzen, aber mit tiefster Ergebung, erkannten die Hinterbliebenen das Schwinden ihrer innigsten Wünsche, die Vernichtung ihrer Hoffnung, die Größe ihres

Schmerzes. Da hinein in das Vaterhaus tönten jetzt einigermaßen tröstend die Dammerrufe des Inlandes und Auslandes, die dort wiederhallten.

Wie aber war das zugegangen?

Zuerst am 4. Juli in Theben fühlte er sich ein wenig angegriffen, bald aber, nach wenigen Ruhestunden, war er wieder hergestellt. Mit großer Sorgfalt untersuchte er die Abzugsräben des kopaischen Sees, die Reste und Inschriften von Orchomenos, Thermopylä und Delphi, wo er am 16. Juli ankam und 7 Tage verweilte. Frische, Eifer und Munterkeit blieben sich gleich, er veranstaltete Ausgrabungen, ließ Mauern frei legen und schrieb Inschriften ab. Er entdeckte die unterirdischen Schatzkammern des Heiligthums, von welchen schon Homer spricht, und andere Gemächer von großer Bedeutung mit einer Freude, welche ihn die körperliche Abspannung überwinden half. Besonders das Lesen schwieriger Inschriften, zum Theil unter Einwirkung der brennenden Sonne, mußte ihn angreifen; den offenen Abmahnungen seiner Freunde stellte er entgegen, daß er nichts Uebles empfinde und die Sonne ertragen könne. Erst am Vormittag des letzten Tages in Delphi, als er beschäftigt war, eine Inschrift zu prüfen, die umgekehrt im Boden stand (denn der Stein war aus der Mauer gefallen und konnte seiner Schwere und des engen Raumes wegen nicht aufgerichtet werden) brach er mit der Erklärung ab, daß er aufhören und sich zur Ruhe legen müsse. Er fühlte Hitze und Kopfschmerz, aber kein Fieber, ruhte bis gegen 2 Uhr Nachmittags, stand aber dann auf und revidirte einige Maße. Die Rückreise begann am andern Morgen. Müller war zuweilen ermüdet, setzte aber seine Forschungen ungehindert fort und erklärte auf dem Wege zuweilen, daß er sich von Kopfschmerz frei fühle und überhaupt seit dem Ausreiten aus Delphi viel wohler sei. Nur die Luft von Delphi scheine ihm nicht gutgethan zu haben. Am 27. Juli kamen sie bei Koronea vorbei, er arbeitete eifrig, zeigte aber öfter Ermattungen. Im Thal von Thespiä schrieb er eine Inschrift ab und schlummerte dabei ein. Als er nach einer Stunde erwachte, bemerkte man eine Art Mundkrampf in seinem Gesicht, der die ersten Besorgnisse in seinen Begleitern erregte. Sie ahnten, daß eine ernste Krankheit zu befürchten stehe und Müller bisher aus Interesse für den Reisezweck, mit Härte gegen sich selbst, den Grad, in dem er angegriffen war, sich und den Gefährten verhehlt hatte. Von da an war seine Reise sehr unruhig; er sank öfter in eine Betäubung, so daß er unterstützt werden mußte. Unterwegs kam ihm der Arzt entgegen, der indessen aus Athen gerufen war; der König selbst hatte den Wagen gegeben und Dr. Köfer brachte darin alles Mögliche mit. Seine Begleiter wurden voraus nach Athen geschickt. Er schüttelte und drückte ihnen freundlich beim Abschiede die Hand. So ritten sie mit getrösteter Seele fort und begegneten unterwegs dem Könige, der sich sofort nach dem Befinden Müller's erkundigte. Der Wagen sollte erst in der kühlen Tageszeit oder in der lauen Nacht nachkommen, Müller traf zwischen 3 und 4 Uhr Nachts in Athen ein. Der Krankheitszustand hatte sich sehr verschlimmert und zeigte sich entschieden fieberhaft. Köfer ließ sich den ganzen Gang der Krankheit genau erzählen und drei andere Aerzte rufen, denen er Alles, was er gehört hatte, sowie seine eigenen Beobachtungen sorgfältig mittheilte. Man erkannte eine Affection des Gehirns mit böartigem Fieber. So oft Müller zur Besinnung kam und aus seinem betäubten und trümmrigen Zustande erwachte, horte man zuweilen Laute des Behagens und Versicherungen, daß er sich wohl befinde. Wenn er sprach, traten seine Phantasien hervor: er sah prächtige Gegenden und wollte sie gezeichnet haben. „Welche Säulen!“ rief er aus, und „diese Aussicht!“. Diese Anschauungen waren das Letzte, was seine Einbildung beschäftigte, er versank dann tiefer und tiefer in Betäubung, bis er ruhig und ohne Kampf hinüberzuschlummerte.

Dies geschah am ersten August, schon am zweiten wurde er feierlich beerdigt. Der König Otto, seine Minister, das diplomatische Corps, die Professoren und Studenten der Akademie, waren gegenwärtig, und bezeugten ihre Trauer. Philippos Joannes hielt eine griechische, Dr. Lütz, der evangelische Geistliche der Königin, eine deutsche Rede. In der Nähe des Begräbnisplatzes war einst Plato's Akademie und das Grab des Oedipus mit vielen Heiligthümern rings umher: da hatte Müller selbst mit Curtius vor wenigen Monaten gestanden und sich an der wundervollen Ansicht erquickt. Bald nachher ward dort eine Stele von Marmor mit eingegrabener griechischer Inschrift durch die Universität aufgestellt. Die Bewohner der völlig einsamen Gegend richteten zuweilen ihre Flintenschüsse dahin, deren Spuren dem Beschauer sofort in die Augen fallen, „es ist ja nur eines Franken Grab“; die Deutschen aber, welche die Stätte mit Gefühlen des Schmerzes über den Verlust und des Stolzes, daß er der unsere war, besuchen, schmücken es, wie Professor Böttcher, mit Guirlanden und Kränzen.

Müller's Todtenfeier setzte sich in den entferntesten Kreisen fort. In Rom sprach am 12. December Gerhard „dem Archäologen ersten Ranges“ den Dank der Wissenschaft aus; in Paris feierte Michelet die Erinnerung an eine der größten Bierden Deutschlands; Zinlay und Leake beklagten in England den tief empfundenen Verlust; durch alle Zeitungen ging der Schmerz über die Trauerbotschaft aus Athen; überall wiederholte man die dort gehaltene Leichenrede. In Göttingen ließ Prof. Schneidewin am Schluß des Prooemiums, der letzten Reliquie Müller's, einen kurzen Nachruf drucken, der die Stimmung der Universität und Stadt wiedergab und die tiefste Wehmuth athmete. Bald darauf sprach sich die Societät der Wissenschaften in derselben Weise aus. Im Namen des Seminars und der Müller'schen Societät gab Stud. Stall eine gelehrte Abhandlung heraus. Im akademischen Gottesdienst sprach Liebner an heiliger Stätte Worte der höchsten Anerkennung und zeichnete Müller's Lebensbild in ergreifenden Zügen vom christlichen Standpunkte aus. Später folgte Lücke einer Aufforderung der Gebrüder Grimm und schrieb Nückerinnerungen an das Leben des verehrten und geliebten Fremdes, die wahr und treu und mit Wärme dargestellt, eines großen Eindrucks nicht verfehlten. Auch viele Andere, wie Schorn und Heeren, Pfizer und Ellissen, ehrten das Andenken des Lehrers und Freundes. Die Philologenversammlung in Gotha am 29. September 1840 empfing durch Müller's Tod eine ganz eigenthümliche Farbe. A. Bube richtete an die Anwesenden ein ernstes inhaltreiches Gedicht. Aber Niemand wird den großen Moment vergessen, wo hier Gottfried Hermann das Wort ergriff, Stellen aus Babe's Gedicht mit Bestimmtheit vorlas und dem Verstorbenen reine Anerkennung zollte, ihm und sich selbst zu bleibender Ehre. Eine folgende Philologenversammlung zu Bonn setzte das Werk fort und widmete Müller eine Medaille, welche ihm Geist, Gelehrsamkeit und Eifer nachrühmt.

Wir schließen mit einer freien Uebersetzung des griechischen Epigramms auf seiner Grabstele.

Einst besaß als Propheten Hellenischer Kunst Dich und Weisheit,
Müller, dein Heimathland strahlend in herrlichem Glanz;
Nest nahm Hellas' Gebiet, durch glückliche Kämpfe in Freiheit,
Gern an den Busen Dich auf, einen willkommenen Gast.
Krankheit aber bezwang Dich, nun ruhst du in finsterner Erde
Hier bei der Akademie, die einst so stolz sich erhob,
Wo jetzt Jünger der Akademie, die neu hier erbliht ist,
Liebend dies Grabmal Dir weiheten als letztes Geschenk.

Rauke.

2. Ueber Voltaire's Charles XII.

Neun Jahre, nachdem Carl XII. sein Leben vor der Festung Fredricksten verloren hatte, faßte Voltaire den Plan, die Geschichte dieses Königs zu schreiben. 1730 erschien der erste Band zu Paris, aber die Ausgabe wurde mit Beschlag belegt, weil Herr Chauvelin, der Siegelbewahrer, es nicht für passend hielt, durch sein Privilegium einige sonst überall bekannte Wahrheiten über August II. von Polen verlaublich zu lassen. Schnell entschlossen ließ Voltaire im Geheimen sein Buch in Rouen bei Fore noch einmal drucken und brachte es so in die Oeffentlichkeit. Mit leicht begreiflichem Eifer wurde die Geschichte eines Königs gelesen, dessen Heldenthaten vor nicht gar langer Zeit seinen Ruhm durch ganz Europa getragen hatten; der bald sich erhebenden Kritik leistete Voltaire dadurch Genüge, daß er die nothwendigen Verbesserungen versprach, auch in der That mehrere aufeinander folgende Ausgaben verbesserte; im Uebrigen hielt er die Wahrheit seiner Geschichte aufrecht. Die Ausgabe von 1751 endlich giebt den definitiven Text, wie wir ihn jetzt haben.

Das vielgelesene Buch Voltaires hat von der Zeit seiner Entstehung an die verschiedenartigste Beurtheilung erfahren. Schon im J. 1740 erschien in zwei Foliobänden ein zweites Werk über Carl XII. von Nordberg. Derselbe war Feldprediger des Trabantencorps und daneben Hofprädicant des Königs gewesen. Als solcher war er Carl XII. auf allen seinen Feldzügen gefolgt, hatte die Schlacht bei Pultawa mitgemacht, war gefangen und nach Moskau gebracht worden und hatte dort die geistlichen Angelegenheiten der Gefangenen geleitet. 1715 ausgewechselt, hatte er sich sogleich zum Könige nach Stralsund begeben, wo er zum Reichsvater Carls und Wortführer des Feldeonistoriums ernannt worden war. Als solcher hatte er den König nach Schonen und Norwegen begleitet und war nach Carls Tode zum Prediger in Stockholm ernannt worden. 1731 hatte man ihm die Bearbeitung der Geschichte Carls XII. übertragen, die, nach vorangegangener Censur, 1740 erschien. Wenn schon der letzterwähnte Umstand gerechte Bedenken gegen die historische Glaubwürdigkeit erregt, so sind die Vorwürfe, welche Nordberg dem Voltaireschen Werke macht, geradezu kleinlich und abgeschmackt. Er schilt Voltaire einen Erzlügner und als Beweis führt er an, daß der Generalmajor Stuart nicht eine unbedeutende Wunde an der Schulter, sondern eine ziemlich starke Contusion erhielt, daß der General Liewen nicht eine rothe galonirte Uniform bei der Belagerung von Thorn trug und dgl. m. Das Weitere mag man bei Voltaire selbst (*Lettre à Mr. Nordberg*) nachlesen, der seinem Angreifer seinerseits viel wichtigere Fehler nachweist.

Zu diesem ersten Gegner Voltaires gesellte sich in neuerer Zeit ein zweiter und zwar kein geringerer als Napoleon I. Dieser große Feldherr führte Voltaires Buch bei seinem russischen Feld-

zuge mit sich und zog es mehrfach zu Rathe, als er in die Gegenden kam, welche auch Carl durchzogen hatte; er fand mehrere Angaben über Entfernungen ungenau, warf es unmutig bei Seite und griff nach dem Tagebuche von Adlerfeld. Aber hier lag die Schuld wohl weniger an Voltaire als an Napoleon; die Schilderungen der Gegenden, welche Voltaire so glücklich in die Erzählung der Begebenheiten zu verflechten weiß, waren gemacht, in dem Leser einen lebendigen Totalindruck hervorzurufen, nicht, einem General Anhaltspunkte für seine Marschrouten zu bieten. So unbegründet demnach auch Nordbergs Vorwürfe und Napoleon's Geringschätzung sein mögen, so scheinen sie doch nicht ohne Nachwirkung gewesen zu sein und im Allgemeinen hat sich wohl die Meinung festgesetzt, daß das Voltairische Werk zwar spannend geschrieben und angenehm zu lesen sei, sonst aber eigentlich keinen Anspruch auf den Titel eines historischen Werkes zu machen habe. Dieser Ansicht huldigt noch einer der neuesten französischen Literaturhistoriker Frédéric Godefroy in seinem Buche *Histoire de la littérature française*. Lange Zeit war es schwierig, sich über die Berechtigung solcher Urtheile selbst ein Urtheil zu bilden da (außer dem selten gewordenen und wenig gelesenen Nordberg) Voltaire der einzige war, der über diesen Gegenstand handelte. Nun sind aber in diesem Jahrhundert zwei Werke von schwedischen Schriftstellern über Carl XII. erschienen, welche zum Theil aus denselben, zum Theil aus andern Quellen geschöpft haben, als Voltaire. Das erste dieser beiden Werke ist: *Geschichte Carl des Zwölften* von Knut Lundblad, Rittmeister und Escadronchef im Husarenregiment des Kronprinzen von Schweden 2 Th. 1835 n. 40, übersetzt von Zeussen, fgl. dänischem Major. Das Zweite ist betitelt: *Geschichte Carls XII.* von Andreas Fryxell. Nach dem Schwedischen von Anton v. Esch, Leipzig 1860. — Lundblad stützt sich namentlich auf Nordberg, die *Histoire militaire de Charles XII.* par Adlerfeld, Lewenhaupts und Gyllenrooks Berichte, auf die *Anecdotes du séjour du roi de Suède à Bender ou Lettres de Mr. le Baron de Fabrice pour servir d'éclaircissement à l'histoire de Charles XII.* Hambourg 1760 und auf Gorß Briefe von Lofö an Carls Cabinetssecretair, den nachherigen Hofkanzler Baron v. Kochen. Außerdem stand ihm das delagardische Archiv zu Gebote, wo er besonders über die Todesart Carls wichtige Aufschlüsse fand. Der Uebersetzer Zeussen endlich, welcher am zweiten Theil Mitarbeiter war, hatte alle Archive Kopenhagens und die im dänischen Geheimarchive sequestrirten Papiere Stenbocks zu seiner Benutzung frei. Fryxell hat außer Nordberg und Adlerfeld vornehmlich benutzt: dänische und französische Gesandtschaftsberichte (z. B. von Guiscard und Croissy aus den J. 1697 und 1698), die *Prococolle* des Adels und des Geheimen Ausschusses im Ritterhausarchiv, das delagardische Archiv, das Reichsarchiv (*Acta Historica*) und das *Journal de Pierre le Grand*. Außerdem standen ihm für einzelne Partien seines Werkes zu Gebote: Palmstiöld, Ueber die Studien Carls XII., Ogenstierna's Briefe an seine Schwester und an Hedwig Eleonore; Brokind, Bericht über die Schlacht bei Narwa, von einem Trabantenoffizier. — Lundblad fällt in seiner Vorrede folgendes harte Urtheil über Voltaire: „Wir besitzen in der Muttersprache keine andre Geschichte Carls des Zwölften, als das Leben Carls des Zwölften von Nordberg und die Uebersetzung von Voltaire's *Histoire de Charles XII.* Das erstere Werk ist nun ebenso selten, als für das größere Publikum unbrauchbar geworden und was das letztere betrifft, so scheint dasselbe, abgesehen von seiner Einseitigkeit, sich eher zum Paradien auf Toiletten und Borgewächstischen zu eignen, als um eine auf Wahrheit begründete Lebensgeschichte eines Helden abzugeben — — —“ Fryxell hat zwar Voltaires nirgends gedacht; daß er ihn indessen wohl gekannt und benutzt hat, werden wir bald sehen.

Es ist nun nicht ohne Interesse, die Darstellung der beiden schwedischen Historiker mit Vol-

taire zu vergleichen, zu sehen, wo sie übereinstimmen, und wo sie auseinandergehen und dadurch zur Entscheidung der Frage beizutragen, ob Voltaire Anspruch auf historische Glaubwürdigkeit zu machen habe oder nicht.

Hören wir zunächst, was Voltaire selbst in seinem *Discours sur l'histoire de Charles XII.* sagt: „Man hat diese Geschichte nach Erzählungen bekannter Personen geschrieben, welche mehrere Jahre bei Carl XII. und Peter dem Großen, dem Kaiser von Rußland, gelebt haben, und welche, nachdem sie sich in ein freies Land zurückgezogen hatten, lange nach dem Tode jener Fürsten, kein Interesse daran hatten, die Wahrheit zu verheimlichen. Herr Fabricius, welcher sieben Jahre im genauen Umgange mit Carl XII. gelebt hat, Herr v. Fierville, französ. Gesandter, Herr v. Willelongue, Oberst in schwedischen Diensten, Herr Poniatowski selbst, haben die Denkwürdigkeiten geliefert. Man hat nicht eine einzige Thatsache behauptet, über welche man nicht unbescholtene Ohrenzeugen zu Rathe gezogen hätte. Daher wird man einen großen Unterschied zwischen dieser Geschichte und dem Zeitungsgezwätz finden, welches bis jetzt unter dem Namen einer Lebensbeschreibung Carls XII. erschienen ist. Wenn man mehrere kleine Treffen zwischen schwedischen und russischen Officieren übergangen hat, so geschah es, weil man nicht die Geschichte dieser Officiere, sondern nur die des Königs von Schweden zu schreiben beabsichtigte; selbst unter den Ereignissen seines Lebens hat man nur die interessantesten ausgewählt. Man ist überzeugt, daß die Geschichte eines Fürsten nicht in allen seinen Thaten besteht, sondern in den der Ueberlieferung an die Nachwelt würdigen Thaten“.

Abgesehen von dem übrigen Inhalte dieser Vorrede, welche allein schon genügen könnte, Voltaires Werk einer genauen Prüfung zu unterwerfen, bevor man ein ungünstiges Urtheil über dasselbe ausspricht, bemerken wir vorläufig nur das, was für uns zunächst von Wichtigkeit ist, nämlich die Personen, welche Voltaire selbst als seine Quellen angiebt: Herr Fabricius, Herr v. Fierville, Herr v. Willelongue, Graf Poniatowski. Wenn er nur diese Männer hier anführt, so ist daraus zu schließen, daß sie seine vier Hauptquellen bilden, denn außer ihnen standen ihm noch, wie wir gleich sehen werden, eine nicht unerhebliche Anzahl anderer Zeugen zu Gebote. Auf den *Discours* folgt nämlich ein Brief Voltaires an den Marschall v. Schullemburg, aus dem Jahre 1740, zur Zeit, da jener General in venetianischen Diensten war. Dieser Brief ist ein Dankschreiben Voltaires für das von Schullemburg übersendete Journal der Feldzüge von 1703 und 1704. Voltaire übersendet dafür das Journal eines schwedischen Officiers, Adlerfeld, welches bis zur Schlacht von Pultawa (diese mit eingerechnet) geht. Er, der an Allem, namentlich aber an den Anekdoten zweifelt, findet darin mit Vergnügen bestätigt: 1) daß Herr v. Guiseard, der französische Gesandte, auf dem Schiffe Carls XII. während der Ueberfahrt nach Kopenhagen war; 2) daß der Cardinal-Primas, der so sehr zur Absetzung des Königs August beitrug, sich im Geheimen der Wahl des Königs Stanislaus widersetzte; 3) daß der Herzog v. Marlborough sich zuerst an den Baron v. Görz wandte, bevor er den Grafen Piper besuchte, als er kam, mit Carl XII. zu conferiren. Der Herr v. La Motte hatte Voltaire mit so großer Sicherheit darüber getadelt, daß Voltaire glaubte, jener habe Recht; indessen werden diese Fakten alle von Adlerfeld bestätigt; 4) daß der König zuweilen mit dem Könige August, den er entthront hatte, zusammen speiste und ihm den rechten Platz einräumte; 5) daß August und Stanislaus sich an Carls Hofe begegneten und sich einander grüßten, ohne mit einander zu sprechen; 6) der außerordentliche Besuch, den Carl dem Könige August zu Dresden abstattete, ist ebenfalls bei Adlerfeld erwähnt. Selbst der Wig des Barons v. Stralheim ist daselbst Wort für Wort, wie bei Voltaire, erzählt.

Zu den vier oben genannten Quellen treten hier zwei neue: der General Schullemburg und

Adlerfeld, beide aus verschiedenen Gründen wichtig. Jener, ein Militair von hoher Begabung, zudem in einer Stellung, welche ihm wohl erlaubte, eine genauere Kenntniß der verschiedenen Parteien und der leitenden Persönlichkeiten zu erwerben, konnte durch seine Mittheilungen Voltaire manchen tieferen Einblick in die Geschichte jener Jahre thun lassen; das Tagebuch Adlerfelds, wenn auch, nach Voltaire's eigenem Geständniß, oft eintönig und langweilig, konnte doch durch Angabe vieler Einzelheiten, die man wegen ihrer Geringsfügigkeit anderswo nicht verzeichnet fand, manches zur größeren Genauigkeit und Lebendigkeit der Darstellung beitragen.

Auf dieses Schriftstück folgt ein Brief Voltaire's an den Caplan Carls XII., Norberg, welcher den König auf allen seinen Feldzügen begleitet und 1740 eine Geschichte Carls XII. herausgegeben hatte. Wir übergehen diesen Brief vorläufig und wenden uns zu dem nun folgenden *Avis important sur l'histoire de Charles XII.* In demselben tritt kein Geringerer als der ehemalige König von Polen, Stanislaus Leszinski, selbst als Zeuge für die Wahrhaftigkeit des Voltaire'schen Buches auf. Es heißt daselbst: Vor nicht langer Zeit ließ der König von Polen und Herzog von Lothringen sich dieses Werk zu Commercei vorlesen: er war von der Wahrheit so vieler Thatfachen, deren Zeuge er gewesen war, so überrascht, und über die Kühnheit, mit welcher man sie in einigen Schmähschriften und in einigen Zeitungen bekämpft hat, so enttäuscht, daß er durch das Siegel seines Zeugnißes den Glauben, welchen der Geschichtschreiber verdient, erhöhen will; er befahl daher, da er selbst nicht schreiben konnte, einem seiner höheren Officiere, folgenden Akt aufzusetzen.

„Wir General-Lieutenant der Armeen des Königs, Generalquartiermeister Seiner polnischen Majestät etc., bezeugen hiermit, daß Seine polnische Majestät, nachdem Dieselben die Lecture „der Geschichte Carls XII. von Herrn v. Voltaire (letzte Genfer Ausgabe) angehört, den Stil „dieser Geschichte gelobt, und jene Züge bewundert haben, welche alle Werke jenes berühmten Schriftstellers auszeichnen, uns die Ehre erwiesen haben uns zu sagen, daß Sie bereit wären, „Herrn v. Voltaire ein Zeugniß auszufertigen, um die genaue Wahrheit der in jener Geschichte „enthaltenen Thatfachen festzustellen. Dieser Fürst hat hinzugefügt, daß Herr v. Voltaire keine „Thatfache, keinen interessanten Umstand vergessen oder falsch angebracht hat; daß Alles in dieser „Geschichte wahr, Alles an seinem Plage ist, daß er über Polen und über alle Ereignisse, die sich „daselbst zugetragen haben, gesprochen hat, als ob er Augenzeuge derselben gewesen wäre. Ferner „wollen wir bezeugen, daß dieser Fürst uns befohlen hat, auf der Stelle an Herrn v. Voltaire zu „schreiben, um ihm von dem, was wir so eben gehört, Mittheilung zu machen und ihn seiner „Achtung und seiner Freundschaft zu versichern. Das lebhafte Interesse, welches wir an dem „Ruhme des Herrn v. Voltaire nehmen und dasjenige, welches jeder ehrliche Mann für das ha- „ben muß, was die Wahrheit der Thatfachen in den zeitgenössischen Geschichten feststellt, hat uns „bewogen, den König von Polen nun die Erlaubniß zu bitten, Herrn v. Voltaire ein formelles „Zeugniß über alles das zu schicken, was Se. Majestät uns die Ehre erwiesen haben, uns zu „sagen. Der König von Polen hat nicht allein darein gewilligt, sondern hat uns sogar befohlen, „es an Herrn v. Voltaire abzusenden mit der Bitte, jedesmal, wenn er es für passend hält, da- „von Gebrauch zu machen, sei es durch Mittheilung, sei es durch Veröffentlichung durch den Druck.“

„Gegeben zu Commercei, den 11. Juli 1759.

Gezeichnet, der Graf de Tressan.“

So hätten wir denn, ehe wir noch an das Werk selbst herangegangen sind, sieben glaubwürdige Bezeugen gefunden. Aber damit ist es noch nicht genug. Im Verlauf der Erzählung selbst wird

der Verfasser nicht müde, wo es ihm nöthig erscheint, seine Gewährsmänner gewissenhaft anzugeben. Als solche nennt er (ich citire nach der Berliner Schulausgabe) p. 6 zwei französische Gesandte in Schweden, p. 27 Herrn v. Spaar, p. 52 den König Stanislaus, p. 55 ebendenselben, p. 61 den Marschall von Sachsen, den Sohn des Königs August, p. 73 Lord Bolingbroke, p. 73 Herrn Fabrice, p. 74 die Herzogin v. Marlborough, p. 88 den Marquis v. Brancas, den französischen Gesandten in Schweden, p. 101 heißt es: Einer derjenigen, welche am geschicktesten seine (Poniatowski's) Pläne unterstützten, war der Arzt Fonseca, ein zu Constantinopel wohnender portugiesischer Jude, ein gelehrter und scharfsinniger Mann, gewandt in Geschäften, und vielleicht der einzige Philosoph seiner Nation; sein Beruf verschaffte ihm Eintritt bei der ottomanischen Pforte und oft das Vertrauen der Bezire. Ich habe ihn genau gekannt in Paris, er hat mir alle Einzelheiten bestätigt, welche ich erzählen will. Der Graf Poniatowski selbst hat mir gesagt und geschrieben, daß er die Geschicklichkeit gehabt hätte, der Sultanin Valide Briefe zukommen zu lassen, p. 105 nennt er Herrn v. Fériol, den französischen Gesandten, p. 112 Officiere, welche dabei waren (es ist von den schwedischen Milizen unter Stenbock die Rede), p. 113 Herrn Bru, einen seiner Verwandten, welcher erster Dragoman bei der ottomanischen Pforte war, p. 122 den Grafen Poniatowski, p. 145 einen Franzosen, welchen die Neugier nach Bender geführt hatte und welcher die dortigen Ereignisse beschrieben hat, p. 148 den König Stanislaus, p. 153 den Marschall von Sachsen, p. 161 den Grafen Croissy, den französischen Gesandten in Schweden, p. 172 Colbert, Grafen v. Croissy, p. 190 den Grafen v. Croissy, p. 191 den Ingenieurofficier Siquier.

So ergibt sich denn die beträchtliche Zahl von achtzehn Personen, welche sämmtlich durch ihre mehr oder weniger hervorragende Stellung befähigt waren, tiefe Blicke in die politischen Verhältnisse zu thun. Dabei waren ihre Interessen andererseits wieder so verschieden, daß eine einseitige Darstellung der vor ihnen sich entwickelnden Begebenheiten und eine dadurch herbeigeführte Täuschung Voltaires ganz außerhalb des Bereichs der Möglichkeit liegt. Freilich mußte z. B. der Aufenthalt in Bender, der Kampf daselbst, die Verhandlungen der Pforte mit Rußland, ihre Bemühungen, sich des lästigen Gastes zu entledigen u. s. w. eine andere Auffassung beim französischen Gesandten in Constantinopel erfahren, als beim Vertrauten Carl's XII., und bei diesem wieder eine andere als beim Grafen Poniatowski oder dem gelehrten portugiesischen Arzte Fonseca, welcher das Vertrauen der Bezire genoß und in die Hofintriguen eingeweiht war. Aber gerade die verschiedene Betrachtungsweise einer und derselben Begebenheit von so durchaus abweichenden Standpunkten ließ die Berichte nur um so werthvoller erscheinen und machte es einem kritischen Kopfe möglich, durch sorgfältige Vergleichung hinter die Wahrheit zu kommen. Daß aber V. in der That sorgfältig verglichen und seine Aufgabe ernst aufgefaßt habe, beweist ein Band in Folio auf der kaiserlichen Bibliothek zu Paris, welcher alle Papiere enthält, deren sich V. bedient hat.*) Man findet daselbst eine große Menge Documente, Abschriften von Depeschen, Befehlen, Conventionen und Verträgen und im Original zahlreiche Briefe der Correspondenten V.'s., welche auf die zahllosen Fragen des Letzteren antworteten, nachdem er ihre ersten Berichte und Memoiren gelesen hatte.

Voltaire beginnt sein Werk mit einer kurzen allgemeinen Schilderung Schwedens und einer gedrängten Charakteristik der Vorfahren Carl's XII., kommt dann auf den Helden seiner Geschichte selbst, schildert in wenigen aber bezeichnenden Zügen seine Erziehung, den Tod seiner Mutter, seines

*) Fr. 9722. der ehemalige Carton, 1309, 6 B. der ehemaligen königlichen Bibliothek.

Waters, die Regentschaft seiner Großmutter, Hedwig Eleonore von Holstein, Wittve Carls X., die Intriguen zum Sturze derselben und endlich seiner Krönung. Drei mächtige Fürsten vereinigen sich zu seinem Sturze, Friedrich IV. von Dänemark, August der Starke, Kurfürst von Sachsen und König von Polen, Peter der Große, der Czar von Rußland. Carl, der bis dahin wenig Geschmak an den Regierungsgeschäften gezeigt hatte, rafft sich plötzlich auf, verläßt am 8. Mai 1700 seine Hauptstadt, die er niemals wiedersehen sollte, landet auf Seeland, schlägt die ihm entgegengeschickten Truppen zurück und bezieht ein Lager vor Kopenhagen. Der König von Dänemark eilte schleunigst von Tönningen, welches er belagerte, herbei und war glücklich, den Frieden von Travendal schließen zu können, durch welchen der Herzog von Holstein für die Kriegskosten entschädigt und vor fernerer Unterdrückung geschützt wurde.

Genau zu derselben Zeit belagerte August Riga, die Hauptstadt Lieflands, und von Osten her rückte der Czar an der Spitze einer Armee von 100,000 Mann herbei. In Riga besahelte der alte, aber noch rüstige Graf Alberg; er leitete die Vertheidigung mit so gutem Erfolge, daß August daran verzweifelte, die Stadt zu nehmen und die Belagerung unter einem aufständigen Scheingrunde aufhob. So blieb Carl XII. nur noch übrig, gegen den dritten, allerdings mächtigsten seiner Seguer zu marschiren. Peter erschien im Oktober 1700 vor Narwa und begann sogleich die Belagerung der Stadt. Der Herzog von Croi, ein Deutscher, besahelte die russische Armee, in der Peter nur den Rang eines Lientenants bekleidete. Am 15. November erfuhr der Czar, daß der junge Schwedenkönig mit 20,000 Mann herbeieilte, um Narwa zu entsetzen. Obgleich übermächtig, verachtete er seinen Seguer nicht, sondern suchte ihm soviel Schwierigkeiten als möglich zu bereiten. Er detachirte drei Truppencorps von dem Lager vor Narwa und stellte sie auf dem Wege auf, den Carl XII. nehmen mußte, er ließ 30,000 Mann von Pleskow zur Verstärkung heranziehen; ja er that sogar den in seiner Lage sehr eigenthümlichen Schritt, Angesichts einer bevorstehenden Schlacht sein Herr zu verlassen und den von Pleskow heranziehenden Truppen entgegen zu gehen. Uuterdessen war Carl XII. mit 16,000 Mann und etwas über 4000 Reitern bei Pernau gelandet, hatte sogleich seinen Marsch mit seiner Reiterei und 4000 Mann Fußvolf angetreten, die drei vorgeschobenen Truppencorps des Feindes trotz ihrer äußerst günstigen Stellung über den Haufen geworfen und befand sich am 30. November 1700 dem russischen Lager gegenüber. Am Mittag des genannten Tages begann die Schlacht. Zuerst schossen die Schweden eine Bresche in die Verschanzungen, dann machten sie einen Bayonetangriff, begünstigt durch einen heftigen Schneefall, der den Russen ins Gesicht wehete und sie am Sehen hinderte. Der König griff auf der rechten Seite des Lagers an, wo er den Czaren zu finden hoffte, wurde von einer todten Kugel getroffen, die in den Falten seiner schwarzen Cravatte stecken blieb, verlor ein Pferd, bestieg jedoch ein anderes und fuhr fort zu commandiren. Nach 3stündigem Kampfe waren die Verschanzungen von allen Seiten genommen. Der König verfolgte den rechten Flügel des Feindes bis zur Narowa, die Brücke brach unter der Menge der Flüchtigen, in einem Augenblick war der Fluß mit Todten bedeckt; die Uebrigen kehrten in Verzweiflung zum Lager zurück. Hier vertheidigten sie sich hinter einigen Baracken, weil sie nicht fliehen konnten, bis endlich ihre Generale, Dolgorucki, Solloffin und Federowik, sich ergaben und ihre Waffen abliefern. Bald folgte ihnen der Herzog von Croi selbst mit 30 Offizieren. Carl nahm diese hohen Gefangenen mit großer Höflichkeit bei sich auf, behielt nur die Generale zurück, schenkte den Subaltern-Offizieren und Soldaten die Freiheit und ließ sie entwaffnet auf Rähnen über den Fluß setzen. Inzwischen brach die Nacht herein, der linke Flügel der Russen schlug sich noch, die Schweden hatten

nur 600 Mann verloren, 18,000 Russen lagen todt in den Verschanzungen, viele waren ertrunken, viele über den Fluß entkommen, dennoch blieben noch genug im Lager, um die Schweden bis auf den letzten Mann zu vernichten. Doch die allgemeine Bestürzung war zu groß.

Unter dem Schutze der einbrechenden Dunkelheit gelingt es dem Könige, sich der feindlichen Artillerie zu bemächtigen. Während der Nacht bleibt er in vortheilhafter Stellung zwischen dem feindlichen Lager und der Stadt, um am nächsten Morgen über den linken Flügel der Russen herzufallen, der noch keinesweges gänzlich geschlagen war. Um 2 Uhr Morgens läßt der General Wede, der diesen Flügel befehligte, und der von der freundlichen Behandlung der Gefangenen gehört hatte die Uebergabe anbieten. Bald darauf erscheint er mit 30,000 Russen, welche, Officiere und Soldaten, baarhäuptig, vor kaum 7000 Schweden vorbeiziehen, und im Augenblick, wo sie beim Könige ankomen, ihre Gewehre, Säbel, Standarten und Fahnen niederlegen.

Nun hielt der König als Sieger seinen Einzug in Narwa, begleitet vom Herzog v. Croi und den anderen russischen Stabsofficieren. Sie erhielten ihre Degen wieder und wurden reich von Carl beschenkt. Man setzte sogleich einen Bericht über den Sieg auf, aber Carl strich mit eigener Hand die Stellen, welche zu günstig für ihn und zu beleidigend für den Czaren lauteten. Der Letztere, welcher in Silmärtschen herbeieilte, erfuhr auf halbem Wege die Schlacht bei Narwa und die Zerstörung seines Lagers. Er war nicht so unbesonnen, mit seinen 40,000 Mann ohne Erfahrung und Disciplin einen Sieger anzugreifen, der so eben 80,000 Mann in einem verschanzten Lager geschlagen hatte. Er kehrte wieder um, geduldig die Zeit abwartend, wo seine Russen es ihren Lehrmeistern gleich thun würden.

Machen wir hier zunächst einen Ruhepunkt und sehen wir, was Lundblad und Fryzell über dieselben Begebenheiten berichten.

In Bezug auf die Erziehung des jungen Prinzen sagt Lundblad I., 12.: Erst während Carls Feldzügen war Curtius derjenige Schriftsteller, den er fleißig las. Was Voltaire in seinem Romane über Carl XII. (denn kein anderes Prädicat kann man seiner sogenannten Geschichte dieses Königs beilegen) hinsichtlich Karls jugendlicher Aeußerungen über Alexander beim Lesen des Curtius sagt, dem fehlt jede Glaubwürdigkeit. Dieser Autor findet sich nicht in die Zahl jener Schriftsteller aufgenommen, deren Werke mit dem Prinzen durchgegangen werden sollten, und es ist keinesweges glaubhaft, daß die Lehrer, denen des Vaters Strenge in Rücksicht pünktlicher Befolgung von ihm ertheilter Befehle völlig bekannt war, die Vorschriften der königlichen Instruction zu umgehen hätten wagen sollen.

In Betreff der Reductionsordnung sagt Lundblad, daß bereits 1697 von Adel und Ritterschaft in den König (Carl XI.) gedrungen wurde, dieselbe abzuändern, welchem Ansuchen er ein unterschiedenes Nein entgegensetzte. Voltaire erzählt die Anekdote vom Grafen Piper, der damals noch ohne Einfluß war und, da er den König bei einer Truppenrevue sehr nachdenklich dastehen sah, denselben nach der Ursache zu den Falten auf der sonst unnuwölkten Stirn befragt und zur Antwort erhalten habe: „Mich dünkt, ich bin fähig, das Land zu regieren, und daß weder ich, noch das Reich von einem Weibe Befehle annehmen müssen“. Bestritten wird diese Anekdote von Voltaire nicht.

P. 21 führt Lundblad Voltaire sogar als Quelle an: „Nach religiöser Sitte sollte ihm der Erzbischof Olaf Svebelius die Krone aufsetzen, aber Carl setzte sie sich gegen den Gebrauch selbst auf, indem er dabei den vor ihm stehenden Prälaten mit ernster und stolzer Miene anblickte“.

Ueber die Landung an der dänischen Küste sagt Lundblad p. 77: sie wäre fast ohne allen Verlust von Statten gegangen und Voltaire behaupte irrthümlich, daß der Ingenieur, welcher die Lan-

dung leitete, General Stuart, an seiner Seite verwundet worden, ebenso sei die Anekdote von dem Pfeifen der Kugeln unglaubwürdig. Gleich darauf gesteht er aber selbst ein, daß Stuart zwar nicht an der Schulter (wie Voltaire sagt), aber doch an der Lende eine Contusion erhalten habe und nicht an der Seite des Königs, sondern neben dem Obersten Löwen.

Endlich in der Schlacht bei Narwa giebt Lundblad die Stärke der Schweden genauer auf 5000 Mann Fußvolk und 3300 Reiter nebst 37 Kanonen an (p. 92).

Wenden wir uns nun zu Fryrell. Derselbe hat, ohne Angabe seiner Quelle, Voltaire vielfach benützt, nicht selten fast wörtlich abgeschrieben. Hier nur einige Stellen zum Beweise meiner Behauptung. Nachdem er unter den Büchern, welche Carl in seiner Jugend gelesen, neben dem Curtius noch den Caesar angeführt hat, fährt er fort.

Voltaire.

Celui qui lui expliquait cet auteur, lui ayant demandé ce qu'il pensait d'Alexandre: „Je pense, dit le prince, que je voudrais lui ressembler“. „Mais, lui dit on, il n'a vécu que trente-deux ans“. „Ah, reprit-il, n'est ce pas assez, quand on a conquis des royaumes?“

Un jour il s'amusa dans l'appartement du roi à regarder deux cartes géographiques, l'une d'une ville de Hongrie prise par les Turcs sur l'empereur et l'autre de Riga, capitale de la Livonie, province conquise par les Suédois depuis un siècle: au bas de la carte de la ville hongroise il y avait ces mots tirés du livre de Job: „Dieu me l'a donnée, Dieu me l'a ôtée, le nom du Seigneur soit béni“. Le jeune prince, ayant lu ces paroles, prit sur le champ un crayon, et écrivit au bas de la carte de Riga: „Dieu me l'a donnée, le Diable ne me l'ôtera pas“.

Pag. 43 heißt es bei Fryrell als er von der Landung in Seeland spricht:

„C'est le bruit que font les balles de fusil qu'on vous tire, lui dit le major. Bon, dit le roi, ce sera là dorénavant ma musique.“

Vergleichene Beispiele ließen sich noch sehr viele anführen. Außer der fast durchgängigen Abweichung der Daten sind noch folgende Punkte zu verzeichnen.

1. Die Abreise von Stockholm nach dem südlichen Schweden (13. April 1700), wie sie von Fryrell erzählt wird, paßt besser zu dem Charakter Karls, der jedem Aufsehen und äußerem Apparat

Fryrell.

Bei Lesung des lateinischen Curtius und Caesar fragte Nordenhjelm den Prinzen, was er von Alexander halte, und er antwortete: „Ich möchte ihm gleich werden!“ Nordenhjelm wandte ein: „Er wurde aber nur 32 Jahre alt“. Carl entgegnete, „Man hat lange genug gelebt, wenn man ein ganzes Königreich erobert hat.“

Einst betrachtete er in dem Zimmer seines Vaters zwei Pläne, einen von Riga und einen von einer ungarischen Stadt, die die Türken dem Kaiser entrieffen hatten; unter diesem stand: „Der Herr gab und der Herr nahm. Gelobt sei der Name des Herrn!“ Als der Prinz dieses gelesen, nahm er einen Bleistift und schrieb unter den Plan von Riga: „Gott hat es mir gegeben und der Teufel soll es mir nicht wieder nehmen.“

„Was ist das für ein Zischen in der Luft?“ fragte der König. „Es ist das Pfeifen der Kugeln!“ antwortete ein alter Krieger. „Gut,“ entgegnete Carl, „das sei fortan meine Musik“.

abhold war, als Voltaire's Erzählung, dem zufolge „eine zahllose Menge Volkes ihn bis zum Hafen von Carlscrona begleitete“.

2. Die Erzählung der ersten Feldzüge bietet keine besonderen Ungenauigkeiten dar. Allerdings kam von Kopenhagen die Verstärkung nicht den folgenden Tag, sondern zwei Tage später an, denn am folgenden Tage war ein furchtbarer Seesturm.

3. Ueber den Frieden von Travendal sagt Fryxell: „Carl XII. war, namentlich in Betracht einer günstigen Stellung unter den Mauern Kopenhagens, das von seiner und seiner Bundesverwandten Flotte seewärts eingeschlossen war, mit dem Frieden, der seiner thateureichen Siegerbahn ein unerwartetes Ende machte, unzufrieden — — langsam und unmutig zog sich Carl zurück, nachdem die ihn unterstützende Flotte ihn allein gelassen und abgesegelt war“. Voltaire dagegen: „Der König von Schweden wollte nichts für sich selbst, zufrieden damit, seinem Bundesgenossen geholfen und seinen Feind gedemüthigt zu haben.“

4. Der Friede von Travendal wurde den 8. August 1700 unterzeichnet und der König von Schweden war am 24. Juli 1700 von Carlscrona abgesegelt, also dauerte der Feldzug 14 Tage und nicht, wie Voltaire sagt, weniger als sechs Wochen.

Alle diese Abweichungen Voltaire's von den beiden schwedischen Historikern sind indessen, wie man sieht, von untergeordneter Bedeutung und für die Gesamtdarstellung von gar keiner Wichtigkeit. Dagegen wäre ihm vielleicht ein Vorwurf daraus zu machen (was aber weder Lundblad noch Fryxell gethan haben), daß er nicht genug hervorgehoben hat, daß August, erschreckt durch die beiden Siege von Kopenhagen und Narwa, Unterhandlungen angeboten hatte, bevor er zu der unnützen Vermittelung der Aurora v. Königsmark seine Zuflucht nahm. Er hat nicht genug betont, wie wichtig dieser Augenblick für die Geschichte Carl XII. und selbst für die Geschichte Europas gewesen ist; wenn Carl, nachdem er mit August Frieden geschlossen, seinen Sieg bei Narwa weiter verfolgt hätte, so hätte Rußland nimmermehr den ersten Schritt zu seiner Festsetzung am Meere thun können. Voltaire hat auch nicht genug betont, daß, außer der Hitze der ersten Erfolge, des Manges der absoluten Macht, der Starrheit eines unbeweglichen Willens, auch der tiefe Unwille über die Wortbrüchigkeit und die leichtfertigen Sitten Augusts eben die Ursachen waren, weshalb ein Friedensschluß nicht zu Stande kam.

Es folgt jetzt die Zeit von 1700—1707, die wichtigste Periode im Leben Carl's.

August und Peter schlossen zu Birsen ein Bündniß gegen den gemeinsamen Feind. Carl erschien im nächsten Jahre in Liefland, erzwang, trotz der tapferen Gegenwehr des Marschalls Steinau, den Uebergang über die Düna, drang nach Curland und Litthauen vor und hielt als Sieger seinen Einzug in Birsen. Hier faßte er zuerst den Plan, den König von Polen zu entthronen. Es folgt nun eine sehr klare und eingehende Schilderung dieses Landes, seiner Production, seiner Bevölkerungsklassen, die Stellung des Königs zum Adel, zum Reichstag wird erörtert, die Armeeverhältnisse werden besprochen. In Litthauen gab es zwei Parteien, die der Fürsten Sapieha und die der Oginski. Die erstere hielt es mit den Schweden, die letztere, von den Sachsen schlecht unterstützt, war unfähig, etwas zu unternehmen, die litthauische Armee wurde ohne Mühe von dem Sieger zerstreut. Unter diesen Umständen berief August, auf Andringen der Polen, einen Reichstag, auf dem Carl mindestens ebenso viel Einfluß hatte, wie er selbst; das Ergebniß der Berathungen war, eine Gesandtschaft an Carl zu schicken und August zu bitten, die Russen nicht an die Grenzen zu rufen und seine sächsischen Truppen zu entlassen. Hieraus löste sich der Reichstag im Februar 1702 auf und König August versuchte nun durch die Vermittelung der Aurora v. Königsmark mit dem erzürnten Carl zu unterhandeln. Der

Plan scheiterte und August wendete sich nun, wiewohl wiederum vergeblich, an den Senat. Aber die Gesandten des letzteren richteten bei Carl ebensowenig aus und derselbe rückte, unterstützt durch die Intriguen des Cardinal Primas Radziejowski, im Mai 1702, in Warschau ein. Nachdem er hier öffentlich erklärt hatte, daß er nicht eher Frieden machen werde, als bis die Polen einen andern König erwählt hätten, zog er August, welcher unterdessen bei Warschau ein Heer gesammelt hatte, entgegen und lieferte ihm in der großen Ebene bei Clissau eine Schlacht. Die Feinde waren doppelt so stark wie er und August selbst führte seine Truppen drei Mal zum Angriff, aber die Polen, welche den rechten Flügel bildeten, flohen bald verrätherischer Weise und Carl trug einen vollständigen Sieg davon. Ohne Aufenthalt zog er nach Cracau, nahm die Stadt ein und war entschlossen, August rastlos zu verfolgen, als ein Weinbruch seinem Vordringen unerwartet Einhalt that. August ließ die Nachricht vom Tode des Königs verbreiten und berief einen Reichstag zu Lublin, welcher zahlreich besetzt wurde. Während derselbe beschloß, 50,000 Mann ins Feld zu stellen und den Schweden sechs Wochen Zeit zu lassen, um zu erklären, ob sie Krieg oder Frieden wollten, versammelte Carl einen Gegenreichstag zu Warschau und setzte mit seiner um 14,000 Mann verstärkten Armee die Verfolgung des Gegners fort. Er erreichte die Sachsen unter Steinau bei Pultusk, aber die Mehrzahl derselben floh bei seiner Ankunft, Steinau, der mit 2 Regimentern Widerstand leisten wollte, wurde mit fortgerissen. August warf sich nach Thorn, Carl schickte sich sogleich an, diesen Platz zu belagern, mußte aber dazu schweres Geschütz aus Schweden abwarten. August, sich nicht sicher glaubend, verließ die Stadt und irrte rathlos im Lande umher. 14 Fregatten und 40 Transportschiffe brachten dem Könige die verlangte Hilfe; Danzig, welches sie nicht wollte passiren lassen, wurde hart gezüchtigt. Nach einem Monat fiel Thorn und mußte eine starke Contribution zahlen. Auch Elbing büßte den Versuch, dem König von Schweden troßen zu wollen, durch eine Contribution von 260,000 Thlr. und den Verlust von 200 Geschützen und 400,000 Pfund Pulver. — Der Cardinal Primas, stets Friedensversicherungen im Munde, ging auf den Reichstag zu Warschau und erklärte hier August für unfähig, die Krone Polens zu tragen. Der Reichstag wollte die Krone an Jacob Sobieski geben. Derselbe befand sich damals nebst seinem Bruder Constantin in Breslau. August ließ sie aufheben und nach Leipzig entführen. Der Fürst Alexander Sobieski kam zu Carl, um Diache zu ersuchen, man bot ihm die Krone an, aber er wies sie zurück. Der König bot darauf Stanislaus Leszinski die Krone an; vergebens widersetzte sich der Cardinal Primas, Carl schickte den Grafen Hoorn mit den nöthigen Befehlen nach Warschau. Derselbe kam am 7. Juli dort an und setzte den Wahltag auf den 12. Juli eines Sonnabends um 3 Uhr Nachmittags fest. Der Bischof von Posen präsidirte für den fehlenden Cardinal Primas, der Graf Hoorn und 2 Stabsofficiere waren als Gesandte Carls bei der Republik zugegen. Die Sitzung dauerte bis 9 Uhr Abends und der Bischof von Posen erklärte endlich Stanislaus zum König von Polen; die Weisfallskräfte unterdrückten das Geschrei der Opponirenden. Am folgenden Tage wurde der neue König von Carl empfangen und ihm Geld und Truppen angewiesen.

Darauf eilte Carl, die Unterwerfung Polens zu vollenden. Lemberg wurde nach einer eintägigen Belagerung genommen; August dem es durch einen sehr geschickt ausgeführten Marsch gelungen war, sich Warschaws zu bemächtigen und Stanislaus zu vertreiben, mußte dem herbeieilenden Carl bald das Feld räumen und vertraute die Führung seiner Armee dem General Schulenburg an. Dieser, mehr darauf bedacht, seine Truppen zu schonen, als zu siegen, führte, nachdem er einen Angriff der schwedischen Cavallerie glücklich zurückgeschlagen, mit 8000 Mann Fußvolk und 1000 Reitern jenen in der Geschichte berühmten Rückzug von der Woivodschafft Posen nach Gnhrau, von da über die

Partis und über die Oder aus. August begab sich nach Dresden, welches er befestigen ließ. Nachdem Carl so die Unterwerfung Polens vollendet hatte, ließ er Stanislaus in Lemberg zum König krönen. — Inzwischen hatte der Czar, der seine Armee und seine Marine bedeutend verbessert hatte, Narwa wieder erobert und St. Petersburg gegründet. Er lud August zu einer Zusammenkunft in Grodno ein: es wurde beschlossen, daß eine Armee von 70,000 Mann, in verschiedene Corps getheilt, die Schweden auf Schritt und Tritt benruhigen sollte. Peter reiste plötzlich ab, um einen Aufstand in Astrachan zu dämpfen und überließ seine Armee August. Kaum war er abgereist, so ließ August Patkul, der damals Gesandter des Czaren bei ihm war, verhaften. Nunmehr standen 70,000 Russen und der General Schulenburg gegen die Schweden im Felde, aber beide Armeen wurden in weniger als zwei Monaten zerstreut. Während Carl die Russen bis tief nach Litthauen hinein verfolgte, ging Schulenburg wieder über die Oder zurück und bot an der Spitze von 20,000 Mann dem General Neuschild bei Fraustadt eine Schlacht an. Der Letztere, welchem 13 Bataillone und 22 Schwadronen, im Ganzen 10,000 Mann zu Gebote standen, schlug mit diesen seinen Gegner in weniger als einer Viertelstunde; Sachsen wie Russen widerstanden nicht einen Augenblick, die Flucht war eine so über-eilte, daß man auf dem Schlachtfelde noch 7000 geladene Gewehre fand, welche in der Bestürzung weggeworfen worden waren.

Während August, von allen Hilfsmitteln entblößt, sich in Warschau einschloß, war Karl durch Schlesien nach Sachsen gezogen und hatte zu Altranstadt, in der Nähe des Schlachtfeldes von Lützen, sein Lager aufgeschlagen. Von hier aus berief er die sächsischen Stände zusammen, und legte auf Grund der Steuerkataster dem Lande eine monatliche Kriegsteuer von 625,000 Reichsthalern auf; das Heer wurde gut verpflegt, im Uebrigen strenge Polizei geübt, so daß die Leipziger Messe wie gewöhnlich abgehalten werden konnte.

Hierher schickte der in Polen umherirrende August den Baron Zuhof und den Referendar des Geheimen Rathes, Zingsten, mit Friedensvorschlägen. Carl setzte vier Bedingungen fest. Inzwischen kam der Fürst Neuschikoff mit einem starken russischen Heere nach Polen und drängte August, der 6000 Mann bei sich hatte, zu einem Treffen gegen den General Meyerfeld, der mit 10,000 Mann (darunter 4000 Schweden) bei Kalisch stand. August, wider seinen Willen zu einer zweideutigen Rolle gezwungen, ließ Meyerfeld im Geheimen warnen, erzielte aber damit gerade das Gegentheil, die Schlacht fand statt und die Russen siegten zum ersten Male. Carl, bei der Nachricht von dieser Niederlage erbittert, bestand nur um so fester auf seinen drückendsten Bedingungen. Es waren vier:

1) Sollte August für immer auf die Krone Polens verzichten, Stanislaus als rechtmäßigen König anerkennen, auch nach dessen Tode nicht daran denken, wieder auf den Thron zu steigen.

2) Er sollte auf alle anderen Verträge, namentlich auf die mit Rußland, verzichten.

3) Er sollte die Fürsten Sobiesky und alle übrigen Gefangenen mit Ehren in das Lager Carls entlassen.

4) Er sollte alle schwedischen Deserteur, die in seine Dienste getreten wären und namentlich Johann Patkul ausliefern, dagegen jedes Verfahren gegen Diejenigen, welche in Carls Dienste getreten wären, einstellen.

August ließ gerade in Warschau ein Te Deum wegen des Sieges singen, als Zingsten mit dem Friedenstractat ankam. August unterzeichnete nach einigem Zaudern und reiste nach Sachsen, in der Hoffnung, durch persönliche Unterhandlung seine Lage zu verbessern. Ohne alle Ceremonien sahen sich die beiden Fürsten zum ersten Male in Gutersdorf in der Wohnung des Grafen Piper. August

sah sich bald enttäuscht: weit entfernt, etwas von den gestellten Bedingungen abzulassen, zwang Carl seinen Gegner auch noch, an seinen Nachfolger ein Gratulations schreiben abzuschicken. Patkul wurde ausgeliefert, zuerst nach Altranstädt, dann nach Casimir geführt und hingerichtet. Vergebens beklagte sich der Czar beim deutschen Kaiser, bei der Königin von England, bei den Generalstaaten, alle waren mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt. Peter fiel nun mit 60,000 Mann in Polen ein, welches Löwenhaupt mit ca. 20,000 Mann nicht vollständig beherrschen konnte und berief einen Reichstag nach Lemberg, dann nach Lublin, der aber bei der allgemeinen Verwirrung zu keiner neuen Königswahl kam. Stanislaus brach von Altranstädt mit dem General Menschild, 16 schwedischen Regimentern und vielem Gelde nach Polen auf und blieb dadurch, daß Peter aus Mangel an Lebensmitteln sich nach Litthauen zurückzog, im friedlichen Besitz des Landes. Um diese Zeit kam der Herzog von Marlborough vom Haag nach Altranstädt, um Carl aufzusuchen. Er wußte, daß Carl gegen Kaiser und Reich erbittert war, daß Frankreich sein Bündniß suchte und daß in diesem Falle den Verbündeten die größte Gefahr drohte; es galt nun, Carls Absichten so viel als möglich zu erforschen, Marlborough wendete sich nicht an Piper, sondern an den Baron Görz, wurde dann von Piper zugleich mit dem englischen Minister Robinson, dem König vorgestellt, durchschaute bald seine Pläne und daß England von ihnen nichts zu fürchten habe und schied von ihm, ohne ihm Vorschläge zu machen. Carl, jetzt ganz von dem Gedanken erfüllt, den Czaren zu entthronen, wie er August entthront hatte, beschloß, zuvor noch den deutschen Kaiser zu demüthigen. Derselbe mußte den Grafen Bobor, welcher von dem schwedischen Baron von Strahlheim beleidigt worden war, ausliefern, ebenso 1500 Russen, welche sich auf das Gebiet des deutschen Reichs geflüchtet hatten; endlich mußte er den Protestanten Schlesiens, zu deren Protektor sich Carl ausgeworfen hatte, gewisse Privilegien und Freiheiten bewilligen. Der Kaiser gab in allen Stücken nach, ja, (wie er später gegen den päpstlichen Nuntius scherzend bemerkte) wer weiß, was er gethan hätte, wenn Carl von ihm verlangt hätte, daß er selbst Protestant werden sollte. Nun endlich, nachdem er einen König entthront, einen andern gekrönt, den Kaiser gedemüthigt, dem Reiche Gesetze vorgeschrieben, seine Glaubensgenossen beschützt hatte, beschloß Carl, seinen Zug gegen den letzten Gegner zu unternehmen. Um seine Absichten besser zu verbergen, befahl er, einige Tage vor dem Ausmarsch seinem Generalquartiermeister, ihm einen Weg von Leipzig nach allen Hauptstädten Europas zu entwerfen; dann zog er im September 1707 mit seiner 43,000 Mann starken und mit Allem wohlversesehenen Armee nach Polen.

Damit hätten wir einen Ueberblick über die Zeit von 1700—1707, dem wichtigsten Abschnitt in Carls Leben erlangt und es fragt sich nun: hat Voltaire in ihr etwas zu sehr abgekürzt oder gar ausgelassen? Lesen wir zunächst die einschlägigen Kapitel bei Lundsblad nach, so finden wir, daß, abgesehen von der oft kleinlichen Genauigkeit und von den allerdings minder wichtigen Ereignissen im Norden (Kurland, Liefland, Jimmland) alle wichtigeren Thatsachen mit der Darstellung Voltaires übereinstimmen. Ein einziges Mal, bei der Erzählung der Belagerung von Thorn, greift Lundsblad Voltaire an (I. 262). Es handelt sich dabei um die wichtige Frage, ob der Generallieutenant v. Piewen eine rothe Uniform getragen habe oder nicht. Lundsblad bezweifelt es, da der König Carl diese Farbe so wenig liebte, daß er einem Trabanten, der sich auf der Leipziger Messe, um nicht erkannt zu werden, in einem rothen Rock gezeigt hatte, gleich am folgenden Tage den Abschied ertheilte. Uebrigens hat nicht erst Lundsblad, sondern schon Nordberg diese wichtige Entdeckung gemacht und Voltaire sich beeilt, den Fehler zu verbessern, so daß wir heute lesen: *un habit bleu galonné d'or*. Dagegen finden wir an mehreren anderen Stellen, daß Lundsblad mit Voltaire, zuweilen wörtlich, übereinstimmt,

so bei der Erzählung von der Zusammenkunft mit Marlborough, wo er ihn allerdings als Quelle anführt, bei dem Besuche Carls in Dresden, bei der witzigen Antwort, die der Kaiser dem Nuntius des Papstes gab u. s. w.

Zu ähnlichen Resultaten führt die Vergleichung mit Frygell. Die meisten Abweichungen finden sich in den Daten, die zuweilen um eine ganze Woche differiren und in den Angaben über die Zahl der Truppen. So zahlt Elbing nach Voltaire 40,000 Thlr. Contribution, nach Frygell 100,000; Schulenburg hat bei Voltaire 9000 Mann, bei Frygell nur 5000; Voltaire läßt die Schlacht bei Fraustadt kaum eine Viertelstunde dauern, Frygell zwei Stunden; außerdem verlieren bei ihm die Russen 7000 Todte, was allerdings bei der Kürze des Kampfes zweifelhaft erscheint. Die Forderungen, welche Carl an den Kaiser stellte, führt Frygell offenbar genauer an, es sind bei ihm fünf, nämlich außer den drei bei Voltaire genannten noch Genugthuung für einen bei Gelegenheit von Werbungen in Breslau erschlagenen Corporal und die Besetzung des Bisthums Entin. Vielleicht hat auch Voltaire sie gefannt, aber als zu unwichtig übergangen. — Dagegen finden sich nun fast auf jeder Seite Belege dafür, daß Frygell Voltaire gelesen und benutzt hat, ja an manchen Stellen muß er ihn beim Arbeiten selbst vor Augen gehabt haben. Die Wiedereinnahme Warschans durch Augusts, Stanislaus' übereilte Flucht, die Krönung desselben durch den Bischof von Lemberg, erinnern durch ihren Wortlaut Jeden, der Voltaire gelesen hat, an die betreffenden Stellen des französischen Originals. Namentlich läßt er sich die von Voltaire mitgetheilten Anekdoten niemals entgehen, um dadurch seine Erzählung lebendiger zu machen. So erzählte er z. B. die Besichtigung des Schlachtfeldes von Lüßen und die dabei gethane Aeußerung des Königs über Gustav Adolf: „Ich habe wie er zu leben gesucht. Gott wird mir vielleicht die Gnade erzeigen, auf ebenso ruhmvolle Weise zu sterben. Voltaire sagt: *J'ai tâché de vivre comme lui; Dieu m'accordera peut-être un jour une mort aussi glorieuse.* Auch die Anekdote von dem Soldaten, der dem sächsischen Bauer einen Puter gestohlen hatte und die dreiste Antwort, die er dem Könige gab, stimmen fast wörtlich überein.

Keiner von beiden aber, weder Lundblad noch Frygel bringt irgend eine Thatsache von Bedeutung vor, welche Voltaire nicht auch erzählte; derselbe hat also nicht nur nichts Wichtiges angeschlossen, sondern er ist für manche Scene sogar die Quelle, so z. B. für die Unterredung mit Marlborough und Carl XII. Der Herzog von Marlborough hat Voltaire hierzu selbst die Details geliefert und sie stimmen auch überein mit den Depeschen des Herzogs selbst.^{*)} Von ihm haben dann die Andern diese kurze aber lebendige Darstellung abgeschrieben.

Die folgenden Ereignisse nach 1707 sind alle die traurigen Folgen des Eigensinns Carls, August zu entthronen. Wie schon erwähnt, zog er mit 43,000 Mann aus Sachsen nach Polen, indem die Russen, auf Befehl des Czaren, jedem Kampfe möglichst auswichen. Während Stanislaus mit 10,000 Schweden in Polen blieb, marschirte Carl im Januar 1708 mit seiner Cavallerie nach Grodno, wo der Czar stand, passirte den Niemen 2 Meilen von der Stadt und drang zum südlichen Thore hinein, während Peter zum nördlichen hinausfloh. Carl hatte 600 Garden bei sich, Peter 2000 Mann. Da er am folgenden Tage seinen Irrthum gewahr wurde, so kehrte er mit 1500 Mann zurück, um Carl zu fangen. Die erste schwedische Wache, 30 Mann stark, hielt diese 1500 Russen eine halbe Viertelstunde auf, dann eilte Carl herbei und die Russen flohen. Alle in Litthauen vertheilten russischen Corps zogen sich nun eiligst ins Gouvernement Minsk, die Schweden folgten in Eilmärschen

^{*)} Correspondance du duc de Marlborough, publié par Sir Murray. London 1845.

am 25. Juni 1708 stand Carl an der Berezina, gegenüber Borislow. Die Russen, welche den Uebergang vertheidigen wollten, wurden über den Haufen geworfen und Carl drang bis nach Soloffin vor. Hier besiegte er 20,000 hinter einem Sumpfe und einem Fluße aufgestellte Russen und ging dann bei Mohilew über den Dniepr. Der Czar ließ nun Friedensvorschläge machen, aber Carl wies sie zurück und verfolgte die Russen in Eilmärschen längs des Dniepr bis nach Smolensk. Am 22. September 1708 griff Carl bei Malatize mit 6 Regimentern Cavallerie und 4000 Mann Fußvolk, 10,000 feindliche Reiter und 6000 Kalmücken an und besiegte sie. Er selbst gerieth in Lebensgefahr, ein Oberst Dardorf rettete mit einer Compagnie seines Regiments den König aus der Mitte der Kalmücken, die Armee ordnete sich wieder, Carl stieg zu Pferde und verfolgte die Russen 2 Meilen weit. Noch war Carl immer auf der großen Straße nach Moskau. Von Smolensk, in dessen Nähe dieser Kampf stattfand, bis Moskau sind etwa 100 französische Meilen. Man bat Carl, den General Löwenhaupt mit 15,000 Mann abzuwarten. Er that es nicht, sondern lenkte seinen Marsch nach Süden in die Ukraine, dem Lande der Kosaken. Mazeppa, ein polnischer Edelmann aus Podolien, ehemals Page Johann Casimirs, verbündete sich mit Carl und versprach, mit 30,000 Mann Kriegs- und Mundvorräthen an der Desna zu erscheinen.

Die Armee marschirte dorthin; General Lagercrona verirrte sich mit der 5000 Mann starken Vorhut 30 Meilen weit nach Osten; der König entdeckte nach 4 Tagen den Fehler und fand den rechten Weg wieder, allerdings mit Verlust fast der ganzen Artillerie. Nach 12 Tagen gelangte man an die Desna, aber anstatt der Kosaken fand man ein Corps Russen von 8000 Mann; indessen trotz der Ueberraschung und der steilen Ufer passirten die Schweden den Fluß und schlugen die Russen. Endlich erschien Mazeppa, aber nur mit 6000 Mann und einigen mit Gold und Silber beladenen Pferden. Allerdings brachten die Kosaken den Schweden wenigstens Lebensmittel. Bald darauf kam Löwenhaupt in demselben Zustande wie Mazeppa an. Er hatte den Dniepr oberhalb Mohilews passirt und war zwanzig Meilen darüber hinaus vorgeückt, hatte einen Convoi von 8000 Wagen nebst dem Gelde bei sich, welches er unterwegs in Lithauen erhoben hatte. Bei dem Flecken Lesno, da wo die Pronia und Sossa sich vereinigen, erschien der Czar mit 40,000 Mann, Löwenhaupt griff ihn unerwartet mit nicht ganz 16,000 Mann am 7. Oktober Nachmittags an, und tödtete beim ersten Zusammenstoß 1500 Russen; der Czar aber brachte mit Hilfe des Fürsten Menschikoff und des Fürsten Gallizin seine Truppen wieder zum Stehen, verfolgte den weiterziehenden Löwenhaupt und griff ihn am folgenden Tage um 11 Uhr wiederum an. Der 2stündige Kampf blieb unentschieden. Um 4 Uhr führte der General Bauer dem Heere Verstärkungen zu. Die Schweden wurden zum 3. Male angegriffen und bis zu ihrer Bagage zurückgeworfen. Es waren ihrer noch 9000 Mann, die sich zurückzogen, nachdem sie einen Theil ihres Geschüzes vernagelt und ihre Wagen in Brand gesteckt hatten. Am folgenden Tage befahl der Czar den vierten Angriff. Die Russen retteten noch 6000 Wagen vor dem Feuer. Der Czar schickte einen seiner Generale, Pflug, zum 5. Angriff vor, derselbe bot ehrenvolle Capitulation an, Löwenhaupt schlug dieselbe jedoch ab, kämpfte weiter und verlor von seinen 9000 Mann etwa die Hälfte. Unter dem Schutze der Nacht passirte er dann die Sossa.

In dem schrecklichen Winter von 1709 verlor Carl durch angestrengte Märsche viele Leute und fast alle Kanonen. Die Armee war etwa noch 24,000 Mann stark. Der Czar, welcher Carl in die Ukraine gefolgt war, schloß wegen der großen Kälte einen Waffenstillstand mit ihm; am 1. Februar begann dann der Kampf wieder.

Gegen Ende Mai schickte sich Carl zum Sturm auf Pultawa an der Borskla an. Seine

Armee belief sich im Ganzen auf 30,000 Mann, nämlich 18,000 Schweden, das Uebrige Baporoger Kosaken und Balachen. Die Besatzung der Stadt betrug etwa 5000 Mann. Der Czar eilte mit 70,000 Mann zum Ersatz des Platzes herbei, Carl recognoscirte den Feind an seinem Geburtstage, dem 27. Mai, und wurde, da er sich nach seiner Gewohnheit an die gefährlichsten Stellen begab, von einer Flintenkugel an der Ferse verwundet.

In der Nacht vom 7. zum 8. Juli ließ er den Feldmarschall Renschild kommen und befahl ihm, auf den folgenden Tag Alles zum Kampfe vorzubereiten. Charakteristisch für das Verhältniß, welches zwischen Renschild und dem Grafen Piper obwaltete, ist die Erzählung von der Begegnung dieser beiden Männer unmittelbar nachdem Renschild den Befehl zur Schlacht empfangen hatte. Auf die Frage Pipers, was es Neues gäbe? antwortete Renschild kurz: Nichts, und setzte seinen Weg fort, so daß Piper erst vom Könige selbst erfuhr, worum es sich handelte.

Am 8. Juli rückten die Schweden mit 4 Geschützen aus den Traacheen. Im Lager blieben 3000 Mann, bei der Bagage 4000, so daß etwa 21,000 in die Schlachtlinie eintraten, darunter 16,000 Schweden. Der Czar hatte 12 Geschütze. Um 4½ Uhr beginnt die Schlacht mit einem Reiter-Angriff unter Schluppenbach, derselbe mißglückt, da der General Creutz, der den Russen in den Rücken fallen soll, sich verirrt hat; Schluppenbach selbst wird gefangen, 72 Geschütze aus dem russischen Lager richten große Verheerungen unter den Schweden an und die russische Infanterie rückt nun ihrer seits zum Angriff vor, v. Menschikoff nimmt zwischen Pultawa und den Schweden Stellung, so daß er die Verbindung zwischen der schwedischen Armee und den im Lager vor Pultawa gebliebenen Truppen abschneidet und haut ein Reserve-Corps von 3000 Mann zusammen. Während sich die geworfene schwedische Reiterei wieder sammelt, stellt Carl, unterstützt von Renschild seine Infanterie in zwei Linien auf, die Cavallerie auf den beiden Flügeln. Um 9 Uhr beginnt die Schlacht wieder. Carl's Säufte wird von Kanonenkugeln zerschmettert, von 24 Trabanten bleiben 21 todt. Die erste Linie der Schweden wirft sich zurück auf die 2., diese flieht. Der Prinz von Württemberg, General Renschild, Graf Piper werden gefangen. Carl selbst wird vom Grafen Poniatowski, der sich ohne Commando bei der Armee befand, gewaltsam vom Schlachtfelde entfernt.

Beinahe 1000 Mann waren getödtet, etwa 6000 gefangen, die Artillerie im Lager, das Gepäck, die Kriegskasse mit 6 Millionen baaren Geldes fiel in die Hände der Russen. Es blieben den Schweden noch etwa 16,000 Mann mit Einschluß der Polen und Kosaken. — In der Nacht vom 9.—10. Juli kam Carl am Dniepr an und passirte ihn mit 300 Reitern und vielen Polen und Kosaken. Die Infanteristen, welche es wagten, den Fluß zu überschreiten, verloren alle das Leben. Menschikoff verfolgte die Schweden mit 10,000 Reitern, deren jeder einen Infanteristen hinter sich auf dem Pferde hatte. Er holte sie ein und schickte einen Trompeter an Löwenhaupt mit der Aufforderung zu unbedingter Capitulation; dieser sendete sogleich 4 Stabsofficiere zur Unterhandlung. Die Schweden capitulirten, wurden zu Sklaven gemacht und über das Reich hin zerstreut; die Meisten kamen nach Sibirien, wo sie bald der harten Behandlung erlagen; Piper wurde nach Petersburg gebracht.

Die gefangenen Generale wurden von Peter zur Tafel geladen und mit ausgefuchter Höflichkeit behandelt.

Damit schließt die erste Episode der Ereignisse nach 1707. Vergleichen wir, was Lundblad darüber berichtet, so finden wir zunächst eine kleine Abweichung in den Zahlenangaben bei dem Ueberfall von Grodno. Nach ihm hatte Carl nicht 600, sondern 900 Mann bei sich, nämlich 600 Mann Garde und 300 Mann vom Regiment Hjelm; auf russischer Seite dagegen vertheidigen

2000 Mann die Brücke über den Niemen, wogegen in Grodno selbst Peter mit 9000 Mann liegt. Auch werden am folgenden Tage nicht 1500, sondern 3000 Mann zurückgeschickt, um Grodno wieder zu nehmen. Zweitens erzählt Lundsblad, daß schon vor dem Marsche Carl's nach der Beresina Friedensvorschläge gemacht wurden, daß aber Carl sie so schroff zurückgewiesen habe, daß an ihre Fortsetzung nicht zu denken gewesen sei. „So lange Petersburg nicht niedrigerissen und Ingermanland nicht wieder hergestellt sei, könnte man keine Friedensvorschläge annehmen“. Voltaire legt Carl die Worte in den den Mund: „Je traiterai avec le Czar à Moscou“, worauf der Czar erwidert habe: „Mon frère Charles prétend toujours faire l'Alexandre, mais je me flatte, qu'il ne trouvera pas en moi un Darius“. Drittens stehen in der Schlacht bei Lesno nach Voltaire 40,000 Russen gegen 16,000 Schweden, bei Lundsblad sind beide Zahlen geringer, das Verhältniß aber dasselbe, nämlich 30,000 gegen 6000. Viertens giebt Lundsblad die Verstärkungen, welche General Bauer dem Czaren zuführt, genau auf 3000 Dragoner an. — Der Waffenstillstand im Winter 1708—1709, von dem Voltaire erzählt, wird bei Lundsblad nicht erwähnt.

Ebenso unbedeutend sind die Abweichungen, welche wir bei Fryrell finden. Sie beziehen sich meist auf Daten und die Zahl der Truppen. Nach ihm bleiben bei Stanislaus in Polen nicht 10,000 Schweden, sondern 8000 (unter Generalmajor Krassau), bei Holoßin werden 95,000 Russen (nicht 20,000) besiegt, die Friedensvorschläge des Czaren werden gar nicht erwähnt, das Treffen bei Malatitze erfährt eine abweichende Schilderung, Löwenhaupt hat nur 11,000 Mann statt 15,000 und mehr als 1000 Wagen statt 8000 bei sich, die Stärke des schwedischen Heeres vor Pultawa wird ebenso, wie bei Voltaire angegeben, nur mit Hinzufügung von 30 Geschützen und der Czar hat nicht 70,000, sondern 80,000 Mann, mit denen er zur Entscheidungsschlacht herbeieilt. — Aber bei dieser selbst zeigt die Vergleichung eine große Abweichung in der Darstellung. Bei Voltaire wird die Gliederung in zwei Kämpfe scharf und deutlich hervorgehoben, der erste beginnt um 4½ Uhr Morgens, der zweite um 9 Uhr Vormittags. Der erste Kampf wird so geschildert, daß als Hauptereigniß desselben ein Reiterangriff hervortritt, dessen Gelingen auf die Umgehung des Feindes durch den General Creutz gestützt ist, der aber mißlingt, da diese Umgehung nicht ausgeführt wird. Lundsblad dagegen berichtet, daß Infanterie und Cavallerie gleichzeitig zum Angriff gegen die feindlichen Schanzen vorrückten, Löwenhaupt mit dem Fußvolke zwei derselben nahm, während die Reiterei sich theils links an denselben vorbeizog, theils durch dieselben sich einen Weg bahnte, und daß man auf dem Punkte stand, den eigentlich schon errungenen Sieg nunmehr gehörig zu verfolgen, wenn nicht in diesem Augenblicke plötzlich der Befehl gekommen wäre, mit dem Vorrücken innezuhalten. Kenschild's Starrsinn, Mangel an Uebersicht und Entschlossenheit im entscheidenden Augenblicke, sowie sein gehässiges und feindseliges Benehmen, gegen Löwenhaupt werden hier ins hellste Licht gesetzt und als die Hauptursachen des unglücklichen Ausgangs bezeichnet.

Der zweite Kampf beginnt nach Voltaire damit, daß die Russen aus ihren Verschanzungen in die Ebene herauskommen, und Carl und Kenschild, Alles zu einem allgemeinen Kampfe ordnend, die ganze Macht der Schweden in zwei Linien aufstellen, das Fußvolk in der Mitte, die Reiterei auf den beiden Flügeln. Den 72 Geschützen des Czaren kann Carl nur 4 gegenüberstellen, überdies leidet er Mangel an Schießbedarf. Das Geschützfeuer der Russen wirkte so entsetzlich, daß die erste Linie sich auf die zweite zurückzieht; diese zweite schießt, so daß es schließlich 10,000 Russen sind, welche die ganze schwedische Armee in die Flucht schlagen. — Im Wesentlichen sind dies auch die Züge, welche aus der Lundsblad'schen Schilderung hervortreten, nur daß die Zahl von 10,000 Russen bei der letzten

Action denn doch etwas zu sehr auf den Effect berechnet zu sein scheint, nach Lundblad hatte Löwenhaupt freilich noch 12 Bataillone, aber diese waren nach den erlittenen Verlusten höchstens noch 4000 Mann stark, wohingegen der Czar ihm 22,000 Mann Infanterie, in zwei Treffen geordnet, entgegenstellte und außerdem noch 10,000 Mann Unterstützung in den Verschanzungen hatte. — Ist die Lundblad'sche Darstellung schon viel eingehender und klarer als die Voltaire's, so wird sie doch noch bei weitem von der Erzählung Fryxells übertroffen. Diese lehere allein ist vollkommen deutlich, man sieht, wie eine Bewegung aus der andern entspringt und erhält ein klares Gesamtbild der Schlacht, worin Licht und Schatten gleichmäßig und richtig vertheilt sind. Die Zerlegung in zwei Kämpfe wird festgehalten. Im ersten Kampf führte Löwenhaupt das Fußvolk im Centrum, die Reiterei des linken Flügels Creutz (hier hielten sich in der Regel der König und Renschild auf), die des rechten Flügels Schluppenbach. Vor dem linken Flügel führte Sparre und vor dem rechten Roos eine Sturmkolonne gegen die feindlichen Schanzen. Beide Flügel rückten gleichzeitig vor. Sparre, der hinreichend Mann sich auszu dehnen hatte, nahm 2 Schanzen und hieb die Besatzung derselben nieder. Nicht so glücklich war Roos. Statt ihn aber zu unterstützen, beging Carl den Fehler, Creutz zur Verfolgung der fliehenden Russen abzuschicken. Dieser warf auch die hinter den Schanzen stehende russische Reiterei über den Haufen, verfolgte sie eine halbe Meile und würde sie in die Worskla getrieben haben. Da beging Carl den zweiten Fehler, ihm den Befehl nachzuschicken, sich mit Zurücklassung der russischen Geschütze auf eine Waldhöhe zurückzuziehen. Dadurch gewannen die Russen Zeit, sich zu sammeln. Löwenhaupt rückte nun mit der Infanterie gegen die russischen Feldschanzen vor, nahm trotz des verheerenden Geschützfeuers 2 derselben, zog sich dann ostwärts derselben und war eben im Begriff, einen Bayonetangriff gegen das russische Fußvolk zu machen, da erhielt auch er von Carl den Befehl, Halt zu machen, wodurch die Russen abermals Zeit und neuen Muth gewannen. Alle diese hemmenden Befehle kamen daher, daß Roos, der gleichzeitig mit Sparre seine Sturmkolonne vorgeführt hatte, durch einen Engpaß verhindert worden war, mit seiner ganzen Stärke gleichzeitig anzugreifen. Er war mehrere Male zurückgeschlagen worden und da das ganze schwedische Heer inzwischen avancirte, so hatte er die Verbindung mit demselben verloren. Peter hatte diesen Fehler erkannt, schickte Menschikoff mit 10,000 Mann vor, um Roos völlig abzuschneiden; dieser stieß zuerst auf die Reiterei des rechten Flügels unter Schluppenbach, sprengte sie, nahm Schluppenbach gefangen und setzte dann seinen Marsch gegen Roos fort. Die schon geschwächten Truppen desselben warfen sich vor der Uebermacht in eine der kleineren leerstehenden Schanzen, wurden indessen bald überwältigt und theils niedergemacht theils in die Gefangenschaft geführt. Nachdem Creutz und Löwenhaupt Halt gemacht, sandte Renschild Lagererona und Sparre ab, um zu erfahren, wie es mit Roos stände, konnte aber nichts Bestimmtes erfahren. Dies Alles richtete in der Unordnung große Verwirrung an und der Feldmarschall schien nicht zu wissen, was er thun sollte. Er gerieth mit Löwenhaupt in heftigen Wortwechsel, machte sogar dem Könige heftige Vorwürfe darüber, daß er ihn nicht allein gewähren ließe. Es ging viel Zeit mit zwecklosem Hin- und Hermarschiren verloren und endlich fand sich das ganze schwedische Heer in einer langen von Norden nach Süden gehenden Linie gerade vor der Brust des feindlichen Lagers aufgestellt. Peter, durch das plötzliche Halten von Creutz und Löwenhaupt, sowie durch die sichtliche Unentschlossenheit auf Seiten der Schweden wieder ermunthigt, führte seine Truppen jetzt, von zahlreicher Artillerie unterstützt, ins freie Feld und es beginnt nun der zweite Kampf. 32,000 Russen, nebst 100 mit Allem wohl versehenen Geschützen und einer zahlreichen Reiterei standen jetzt 4000 Schweden gegenüber und dieses kleine Häuflein war weder durch Geschütz noch durch Reiterei unterstützt, denn

die letztere hatte Renschild hinter dem Fußvolk (nicht auf den Flügeln, wie Voltaire sagt) aufgestellt. Als die Schweden anrückten, öffneten die Russen eine Menge Lücken in ihrer Front und ihre gut bediente Artillerie richtete entsetzliche Verheerungen in den Reihen der Feinde an. Diese rückten dennoch muthig vor, gaben erst in der unmittelbaren Nähe des Feindes Feuer, welches aber wenig Wirkung hervorbrachte und drangen dann in die Glieder der Russen ein. Ein blutiges Handgemenge entspann sich, die Schweden mußten aber, nachdem die Hälfte der Ihrigen gefallen, der Uebermacht weichen und weder Renschild noch der König selbst, der sich stets im heftigsten Kampfe befunden, konnten der Flucht Einhalt thun.

Hier also finden wir zum ersten Male eine erhebliche Abweichung in der Erzählung der Thatfachen zwischen Voltaire und den beiden schwedischen Geschichtschreibern. Nach ihnen hängt das Vorrücken des Generals Creuz gar nicht mit der Reiterattaque des Grafen Schlippenbach zusammen, wie Voltaire es darstellt und die Macht der Russen war gegen Ende der Schlacht nach dem übereinstimmenden Bericht beider schwedischen Quellen den Schweden um das Achtefache überlegen. Indessen hat Voltaire ohne Zweifel Alles gethan, um durch Vergleichung der verschiedenen Berichte seiner Gewährsmänner hinter die Wahrheit zu kommen und wenn ihm dies dennoch nicht gelungen ist, so ist weniger ihm, als seinen Quellen die Schuld beizumessen. Wer ihm gerade den Bericht über diese Schlacht geliefert habe, ist aus dem Texte selbst nicht ersichtlich; von denjenigen, die er selbst als seine Gewährsmänner für sein Werk namhaft macht, waren Graf Poniatowski, Graf Piper und Sparre in der Schlacht anwesend; vielleicht, daß von Letzterem, der auf demselben Flügel wie Creuz stand, die falsche Nachricht herrührt.

Nachdem so ein Tag die Frucht neunjähriger Austreibungen und von fast 100 Kämpfen vernichtet hatte, floh Carl auf Antrieb des Grafen Poniatowski und von einigen hundert Reitern begleitet nach dem Dniepr. Löwenhaupt, welcher die Reste der geschlagenen Armee gesammelt hatte, gelangte auf einem andern Wege ebenfalls an diesen Fluß. Carl passirte ihn mit 300 Reitern und vielen Polen und Kosaken. Die Infanteristen, welche es wagten, den Fluß zu überschreiten, verloren alle das Leben.

Inzwischen verfolgte Mentschikoff die Schweden mit 10,000 Reitern, deren jeder einen Infanteristen hinter sich auf dem Pferde hatte. Er schickte einen Trompeter an Löwenhaupt; dieser sendete sogleich 4 Stabsoffiziere zur Unterhandlung. Die Schweden capitulirten, wurden zu Sklaven gemacht und über das Reich hin zerstreut, die Meisten kamen nach Sibirien, Piper nach St. Petersburg.

Carl langte mit den Trümmern der Armee nach 5-tägigem Marsche am Bug an, einige Meilen vor seiner Vereinigung mit dem Dniepr, gegenüber dem Städtchen Dejakow. Durch das Bandern der Türken gingen noch 500 Mann verloren, welche von den nachsehenden Russen gefangen wurden, die Uebrigen gelangten glücklich über den Fluß. Der Commandant von Bender ließ Carl mit allem Nöthigen versorgen, um ihn mit Glanz nach Bender zu geleiten.

Ahmet III., welcher in Folge einer unblutigen Revolution im Jahre 1703 den Thron bestiegen hatte und sich auf demselben durch den Untergang aller Derer, welche ihn erhoben, zu befestigen suchte, empfing am 13. Juli 1709 ein Schreiben Carl's, auf welches er erst im September antwortete. Der Schwedenkönig, obgleich besiegt und flüchtig und auf türkischem Boden in der That weiter nichts als ein ehrenvoll behandelter Gefangener, faßte den Entschluß, mit Hilfe der Pforte seinen Kampf gegen Rußland fortzusetzen. Er wurde in seinen Plänen kräftig durch den Grafen Poniatowski unter-

stürzt, welcher ohne amtlichen Auftrag sich bald nach Constantinopel begab und dort Einfluß zu erhalten wußte. Man hatte Carl in der Nähe von Bender ein prächtiges Zelt, dann ein Haus herrichten lassen, um welches sich die Soldaten in Baracken ansiedelten, sodaß mit der Zeit eine Art von kleiner Stadt sich bildete. Die Schweden lebten hier in Ueberfluß an allen Dingen, denn außer den Mundvorräthen aller Art, welche die Türken lieferten, erhielt der König auch noch 500 Thlr. täglich. Im Anfang schienen die Bemühungen Carl's und Poniatowski's den besten Erfolg zu versprechen, der Großvezier Chourlouli versprach dem Grafen seinen Herrn an der Spitze von 200,000 Mann nach Moskau zu führen; aber die Bestechungen des Czaren führten bald einen Umschlag in seinen Gesinnungen herbei. Carl sah sich getäuscht und verächtlich behandelt, seine Umgebung fing an zu verzweifeln, er allein hielt seinen Muth aufrecht und überzeugt, daß der Sultan von den Intriguen seines Großveziers nichts wisse, ließ er durch Poniatowski eine Deufskrift aufsetzen, welche derselbe dem Sultan, als er nach der Moschee ritt, durch einen Griechen überreichen ließ. Der Sultan schickte darauf Carl 25 arabische Pferde und ein in unbestimmten Ausdrücken abgefaßtes Schreiben. Glücklicherweise wurde der Großvezier durch eine Palastintrigue gestürzt; sein Nachfolger war zwar gegen einen Krieg mit Rußland, aber er unterstützte aus Gastfreundschaft Carl mit 800 Bunteln (400,000 Thlr.) und rieth ihm, entweder durch Deutschland oder auf französischen Schiffen, welche im Hafen von Constantinopel bereit lagen, in sein Land zurückzukehren. Carl aber ging auf keinen dieser Vorschläge ein, sondern fuhr fort, den Türken die Gefahren, welche ihnen von Rußland drohten, unaufhörlich in den grellsten Farben zu schildern.

Inzwischen erheben die Feinde Carl's sich auf allen Seiten, um in seine Länder einzufallen. August protestirte gegen seine Absehung, gegen den Frieden von Altranstädt und kehrte nach Polen zurück, der Papst entband die Einwohner ihres Stanislaus geleisteten Eides, der Czar nahm Wiburg, draug in Fiiiland vor, belagerte Riga und schickte ein Armeecorps nach Polen, um August zu unterstützen, wofür ihm dieser Liefeland überließ, der König von Dänemark erneuete seine Ansprüche auf Holstein und Bremen, der König von Preußen auf Schwedisch-Pommern, der Herzog von Mecklenburg sah mit Verdruß, daß Schweden noch Wismar besaß, auch Georg, der Kurfürst von Hannover, wollte sich auf Kosten Carl's bereichern.

Eine dänische Flotte führte 17,000 Mann unter dem Grafen Reventlow nach Schonen, wo Helsingborg eingenommen wurde. Der General Steinbock schlug sie indessen 3 Meilen von dieser Stadt mit einem Heere von 8000 Mann geübter Truppen und 12,000 Mann schlecht gekleideter und bewaffneter Milizen so gründlich aufs Haupt, daß sie 5 Tage nach der Schlacht sich wieder einschifften, nachdem sie ihre Vorräthe verbraunt und ihre Pferde sämmtlich getödtet hatten. Carl empfing diese Nachrichten im Juli 1710. Um diese Zeit fiel auch der Großvezier in Ungnade und an seine Stelle trat Baltagi Mehemet, der Pascha von Syrien. Er sammelte auf Befehl des Sultans ein Heer von 200,000 Mann und rückte dem Czaren, welcher mit 80,000 Russen durch die Moldau und Walachai gezogen kam, entgegen. Im Juni 1711 trafen sich beide Heere am Pruth in der Nähe von Sassy. Die Russen litten durch die Abneigung der Bevölkerung bald großen Mangel und ihre Armee schmolz durch Desertionen in kurzer Zeit auf 30,000 Mann zusammen; die Türken gingen über den Fluß, schlossen sie ein und führten ein verschanztes Lager auf. Noch einmal schien Carl's Glückstern in erneutem Glanze aufzugehen; durch Poniatowski, welcher bei der türkischen Armee sich befand, benachrichtigt, eilte der König herbei, um an der Niederlage seines Feindes Theil zu nehmen; im Lager der Russen verbraunte man bereits alle Gepäckwagen, — da gelang es der Kaiserin Katha-

rina, durch Bestechung freien Abzug für das russische Heer zu erlangen und Carl, welcher kurze Zeit darauf im türkischen Lager eintraf, sah die günstige Gelegenheit unwiederbringlich verloren. —

Bei seiner Rückkehr nach Bender fand Carl sein kleines Lager von den Wellen des Dniester überschwenmt; er zog sich deshalb einige Meilen zurück und ließ in der Nähe von Warniça ein großes Steinhaus erbauen, so fest, daß es einen Angriff einige Stunden aushalten konnte: in zwei anderen wurden die Kanzlei und sein Günstling Grothusen untergebracht. Eine erneute Aufforderung das Land zu verlassen, beantwortete er damit, daß er zuvor vom Sultan die Bestrafung seines Großveziers und 100,000 Mann, um nach Polen zurückzukehren, verlangte. Baltagi Mehemet, welcher wohl fühlte, daß Carl nur in der Türkei blieb, um ihn zu vernichten, ließ ihn auf das Genueste überwachen und entzog ihm sogar sein Ehrengeschenk und den Lebensunterhalt, welche er bis dahin erhalten hatte, so daß man im Lager der Schweden gezwungen war, 20, 30, ja 40 Procent zu bezahlen, um sich das nöthige Geld zu verschaffen. Der immer thätige Poniatowski hatte inzwischen wiederum dem Sultan eine Denkschrift durch einen Janitscharen überreichen lassen und da überdies der Czar mit der Erfüllung der Friedensbedingungen zögerte, so wurde Baltagi Mehemet in die Verbannung geschickt. An seine Stelle trat Inssuf, unter dem die russische Partei die Oberhand gewann. Durch ein eigenhändiges Schreiben des Sultans wurde Carl aufgefordert, mit einer türkischen Escorte durch Polen in seine Staaten zurückzukehren. Er weigerte sich, indem er darauf hinwies, daß Polen von den Truppen des Czaren überschwenmt sei. Der Sultan, durch einen besondern Gesandten von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugt, beschloß den Krieg und begab sich nach Adrianopel, um dem Schauplatz desselben näher zu sein. Eine Gesandtschaft August's und der Republik Polen, welche auf dem Wege nach Adrianopel war, wurde gefangen genommen und in einer der Vorstädte zurückgehalten. Wiederum faßte die schwedische Partei Muth, aber sie wurde bald enttäuscht. Ali Cumurgi, welcher hinter dem Großvezier stand, hatte den Plan gefaßt, Morea den Venetianern zu entreißen und sich Ungarns zu bemächtigen: es lag daher in seinem Interesse, den Czaren zum Freunde zu haben, keineswegs aber den König von Schweden noch länger im Lande zu behalten; kaum war daher die türkische Armee bei Adrianopel zusammengezogen, als man auch schon von Friedensvorschlägen sprechen hörte. Der Czar versprach, seine Truppen aus Polen zurückzuziehen, die Gesandten Polens und Rußlands schworen im Namen ihrer Herren, daß der Durchzug Carl's nicht gestört werden würde, die Pforte verpflichtete sich ihrerseits, Carl's Abreise aus Bender zu bewirken und so wurde Frieden geschlossen. Ismael, der Seraskier von Bender, wurde beauftragt, Carl anzuzeigen daß er nun ohne Zögern aufzubrechen habe, erhielt aber zur Antwort, daß der Sultan eine Armee und nicht eine Escorte versprochen habe und daß er sein Wort halten müsse.

Gerade um dieselbe Zeit ließ Carl einen Eilboten auf der walachischen Grenze festnehmen welcher vom Grafen Flemming an den Khan der Tataren gesandt war. Die bei ihm gefundenen Briefe wurden entziffert, waren aber in so vagen Ausdrücken abgefaßt, daß man nicht genau ermitteln konnte, ob August nur die Türken der schwedischen Partei entfremden wollte oder ob er den Khan der Tataren bestimmen wollte, Carl bei seiner Rückreise an Sachsen auszuliefern. Durch seine traurige Lage indeß noch mißtrauischer gemacht, glaubte Carl das Schlimmste.

Dem Pascha von Bender gegenüber schützte er Schulden als das Hinderniß seiner Abreise vor. Gefragt, wie viel er brauche, antwortete er auf Gerathewohl: 1000 Buntel. Der Pascha berichtete nach Constantinopel; anstatt 1000 Buntel schickte der Sultan 1200 mit dem ausdrücklichen Befehle, dem Könige dieselben erst im Augenblick der Abreise zu übergeben. Der gutmüthige Türke aber ließ

sich von Grothusen beschwahren, das Geld früher anzuliefern und erhielt dafür einige Tage später auf seine respectvolle Anfrage, wann der König abreisen würde, die Antwort, daß derselbe nicht bereit sei, abzureisen, und daß er noch 1000 Beutel brauchte. Bestürzt über diesen Bescheid, schrieb sowohl er, wie der Khan der Tataren, der Carl auf seiner Reise begleiten sollte und der seine Einwilligung zum Auszahlen des Geldes gegeben hatte, nach Constantinopel, um sich zu rechtfertigen und den Sultan zu bitten, die Weigerung des Königs nicht ihrem Ungehorsam zuzuschreiben. Ein außerordentlicher Diban wurde zusammenberufen, in welchem der Sultan sein Verfahren gegen Carl auseinandersetzte und wo nunmehr ernste Maßregeln beschlossen wurden, um ihn aus der Türkei zu schaffen. Der Pascha von Bender empfing die geeigneten Befehle und begab sich sogleich nach Barmiza, um den König zu fragen, ob er als Freund oder als Feind abreisen, oder ihn zwingen wolle, die Befehle des Sultans auszuführen. Der König gab eine trozige Antwort, man entzog ihm allen Unterhalt, zeigte den Polen und Kosaken seiner Umgebung an, daß, wenn sie Lebensmittel haben wollten, sie Carl verlassen und sich in Bender unter den Schutz der Pforte stellen müßten. Alle gehorchten und bald sah sich der König außer seinen Hausbeamten auf 300 Schweden beschränkt, gegenüber 20,000 Tataren und 6000 Türken. In dieser Noth ließ er 20 der schönsten arabischen Pferde tödten, welche der Sultan ihm zum Geschenk gemacht hatte, und sein Haus auf regelmäßige Weise besfestigen. Nachdem man noch einmal von Constantinopel bestimmte Weisung erhalten hatte, im Nothfalle selbst das Leben Carl's nicht zu schonen, der König aber diesen Befehl für untergeschoben erklärt hatte, rückten die Türken und Tataren mit 10 Kanonen und 2 Mörsern gegen die kleine Befestigung heran. Noch einmal gelang es dem Baron Grothusen, das Neueste abzuwenden, aber am folgenden Tage begann der Kampf aufs Neue. Die Janitscharen auf der einen Seite, die Tataren auf der andern erstürmten das kleine Lager in einem Augenblick, die 300 Schweden wurden umzingelt und ohne Widerstand zu Gefangenen gemacht. Der König, welcher sich gerade mit den Generalen Hard, Dardorf und Sparre zwischen seinem Hause und dem Lager befand, galoppirte nach dem Hause, welches man so gut wie möglich besfestigt hatte und worin noch ungefähr 40 Mann von der Dienerschaft befanden. Es gelang ihm, hineinzukommen und das Haus von den bereits eingedrungenen Türken und Tataren zu säubern. Aber als die Feinde es mit glühenden Pfeilen in Brand schossen, beschloß man, auf Kosens Vorschlag, sich nach dem Hause der Kanzlei durchzuschlagen. Voller Schrecken und Bewunderung sahen die Türken, wie die kleine Schaar der Schweden, Pistole und Säbel in der Hand, aus dem brennenden Hause stürzte und sich auch wirklich 50 Schritte weit durchschlug. Aber im nächsten Augenblick verwickelte sich der König in seine Sporen, strauchelte und wurde sofort von 21 Janitscharen überwältigt, er warf seinen Degen in die Luft, um ihn Niemandem übergeben zu müssen und wurde von den Türken an Armen und Beinen in das Lager des Pascha getragen. Mit der Gefangennehmung des Königs hatte der Kampf sofort ein Ende, seine eigene Hestigkeit und Kampfeswuth wichen augenblicklich der größten Ruhe und Sanftmuth und lächelnd blickte er die Janitscharen an, welche ihn, Allah! rufend, wie einen Kranken davontrugen. Dieser Kampf fand statt am 12. Februar 1713 und ist in der Geschichte unter dem Namen der Kalabalik oder des Löwenkampfes bekannt.

Der Pascha ließ Carl nach Bender führen, behandelte ihn mit großer Achtung und geleitete ihn am folgenden Tage nach Adrianopel. Unterwegs erhielt er die Nachricht, daß man so eben Stanislaus gefangen nach Bender führte. Derselbe hatte nämlich, des unsichern Thrones müde, beschloßen, die Krone niederzulegen und sich von Pommern aus heimlich auf den Weg gemacht, um Carl aufzusuchen, war aber in der Moldau erkannt und angehalten worden und wurde nun auf Befehl des

Sultans nach Bender geführt. Der Pascha theilte dies Fabricius mit, dieser dem König; sogleich schickte derselbe Fabricius an Stanislaus ab, um ihm zu rathen, niemals Friede mit August zu schließen, da ihre Angelegenheiten bald eine andere Wendung nehmen würden. Einige Monate später wurde Stanislaus übrigens wieder in Freiheit gesetzt. Der Marquis v. Hierville, welcher heimlich von Frankreich zu Carl nach Bender geschickt worden war, setzte nun mit Hilfe eines jungen franz. Edelmanns, Namens Billelongue im Namen Carl's eine Beschwerdeschrift an den Sultan auf; Herrn v. Billelongue gelang es auch, dieselbe in Constantinopel zu überreichen. Er wurde zwar bei diesem gefährlichen Unternehmen verhaftet, jedoch bald wieder befreit; ja der Sultan soll sogar selbst, als Sanitscharenofficier verkleidet, ihn im Gefängniß aufgesucht und daselbst eine viertelstündige Unterredung mit ihm gehabt haben; so viel steht fest, daß bald darauf große Veränderungen im Serail vor sich gingen, der Musti wurde abgesetzt, der Khan der Tataren nach Rhodus verbannt und der Pascha von Bender nach einer Insel des Archipels verwiesen.

Inzwischen hatte man den König in das kleine Schloß Demirtasch bei Adrianopel und bald darauf nach Demotica (an der Maritza) geführt. In Constantinopel war der Großvezir Soliman abgesetzt worden und Ibrahim Molla an seine Stelle getreten. Dieser, der Rußland zu bekriegen beabsichtigte, hatte in der Nähe der Wohnung des Königs ein Bett aufschlagen lassen und lud nun Carl, den Khan der Tataren und den franz. Gesandten ein, ihn daselbst zu besuchen. Carl war über diese Zumuthung empört und aus Besorgniß, die Türken könnten ihm irgendwie eine unehrerbietige Behandlung zu Theil werden lassen, legte er sich ins Bett und verließ es erst nach 10 Monaten. Hier in Demotica erfuhr er nun die Verwüstung aller seiner außerschwedischen Provinzen.

Der General Stenbock hatte die vereinigten Sachsen und Dänen nicht hindern können, Stade zu erobern und einzuwüthern. Er hatte sie verfolgt, bei Gadebusch erreicht und mit 12,000 Mann den doppelt so starken Feind in einem der blutigsten Treffen geschlagen und darauf, als Vergeltung, für Stade, die Stadt Altona, welche Dänemark gehörte, verbrannt. Dennoch hatte er nicht hindern können daß Rußen, Sachsen und Dänen sich vereinigten, Holstein an Dänemark verloren ging, die ganze schwedische Armee vernichtet wurde und er selbst in Gefangenschaft gerieth. Pommern, mit Ausnahme von Stralsund und Rügen, war an Preußen gefallen, Finnland wurde von russischen Truppen überschwenmt, und während dieser ganzen Zeit befand sich der König unthätig in Demotica, immer noch auf die türkische Hilfe hoffend, die ihm niemals zu Theil werden sollte. In ganz Europa hielt man Carl für todt; in Schweden bat der Senat die Prinzessin Ulrike Eleonore, die Schwester des Königs, die Regentschaft zu übernehmen, was sie auch that. Als man sie aber veranlassen wollte, mit Rußland und Dänemark Frieden zu schließen, sah sie wohl ein, daß ihr Bruder einen solchen Frieden niemals guthießen würde, legte die Regentschaft nieder und schickte ihm einen eingehenden Bericht über den Zustand des Landes nach der Türkei. Diese Nachrichten, sowie das Bewußtsein, daß er nichts mehr von der Pforte zu hoffen habe, bestimmten endlich den König zur Abreise. Nachdem Grothusen in glänzender Abschiedsaudienz vom Sultan empfangen war, brach der König endlich am 1. Oktober 1714 auf, von einer türkischen Eskorte geleitet. In Tergowiß, an der siebenbürgischen Grenze, verabschiedete er dieselbe, trug den Herren seines Gefolges auf, sich sobald als möglich in Stralsund einzufinden und reiste nun verkleidet, unter dem Namen eines deutschen Officiers und nur von Düring begleitet, mit der Pferdedepot ab. Er nahm seinen Weg durch Ungarn, Mähren, Oesterreich, Baiern, Württemberg, die Pfalz, Westphalen und Mecklenburg. Am ersten Tage schon wurde Düring krank und Carl, um keine Zeit zu verlieren, theilte die Reiskasse mit ihm und reiste trotz der Bitten Dürings,

doch einige Stunden zu warten, allein weiter. Da bestach Düring den Postmeister, daß dieser dem König ein schlechtes Pferd gab, ihn selbst aber nach einigen Stunden Ruhe mit einem wohlbespannten Wagen weiter beförderte, so daß sie am folgenden Tage wieder zusammentrafen und nun die Reise gemeinschaftlich fortsetzten. Nach 16 Tagen kamen sie um 1 Uhr Nachts in Stralsund an. Mit Carls Ankunft nahm der Krieg sogleich einen lebhafteren Charakter an.

Indessen hatte sich der Zustand der Dinge in Europa sehr verändert gegen das Jahr 1709, wo Carl es verlassen hatte. Der Krieg, welcher so lange Deutschland, England, Holland, Frankreich, Spanien, Portugal und Italien verwüstet hatte, war beendet. Ludwig XIV. wünschte seine lange Regierung in Frieden zu beschließen, die Königin Anna war am 10. August 1714 gestorben und Georg I., der Kurfürst von Hannover, ihr auf den englischen Thron gefolgt; der deutsche Kaiser, der an Neapel und Flandern einen Länderzuwachs erhalten hatte, suchte sich in seinen ausgedehnten Staaten zu befestigen. Im Norden Europas sah es dagegen nicht so friedlich aus. August hatte den polnischen Thron wieder bestiegen, der Herzog von Holstein, Carls Neffe, war vom König von Dänemark seines Landes beraubt worden, Stettin und Pommern hatte der König von Preußen in Besitz genommen, Georg I. hatte sich Bremens und Verdens bemächtigt und endlich der Czar befand sich im Besitz von Riga, Liefland, halb Finnland und war, seitdem er bei Mäland den Admiral Eringschild in heißer Seeschlacht besiegt, Herr der Ostsee.

Schweden aber hatte fast alle seine Besitzungen jenseits des Meeres verloren, und besaß weder Handel mehr, noch Geld, noch Kredit, noch kriegserfahrene Truppen und dennoch ließ die Rückkehr des Königs nach Stralsund die Hoffnung wieder aufleben, so daß die Jugend der ländlichen Bevölkerung zu den Waffen eilte, obgleich es an Händen fehlte, das Land zu bauen.

Nachdem Carl seine Schwester Ulrike Eleonore mit dem Prinzen Friedrich von Hessen-Kassel am 4. April 1715 vermählt hatte, ohne jedoch der Vermählung selbst beizuwohnen, nahm er die Vertheidigung Stralsunds gegen die Könige von Dänemark und Preußen in die Hand. Die Besatzung war etwa 9000 Mann stark, die Zahl der Gegner betrug 36,000 Mann. Am 18. August fiel die Insel Usedom, auf welcher die Schweden 2 Forts mit einer kleinen Besatzung von 250 Mann hatten, nach heldenmüthiger Gegenwehr den Preußen in die Hände. In der Nacht vom 19. zum 20. Oktober wurden die Laufgräben gegen Stralsund eröffnet, eine Citadelle, welche die Stadt von der Landseite her vertheidigte, ging durch den Verrath eines Ueberläufers verloren und die 24 Geschütze, welche man daselbst fand, wurden gegen die Stadt gekehrt. Am 15. November wurde auch Mügen, welches Stralsund von der Seeseite schützte, von 12,000 Mann unter dem Prinzen von Anhalt genommen, nachdem die 2000 Schweden, welche die Besatzung der Insel bildeten und bei denen sich der König selbst befand, einen wahren Verzweiflungskampf gekämpft hatten.

Am 15. November schritten die Belagerer zum Sturm auf das Hornwerk, und blieben nach wechselvollem Kampfe endlich Herren desselben. Endlich gab der König den dringenden Bitten seiner vornehmsten Officiere nach, verließ auf einem kleinen Segelboote, nur von 10 Personen begleitet, die Festung und langte nach einer höchst gefahrvollen Ueberfahrt in Aftadt in Schonen an. Am folgenden Tage ergab sich Stralsund.

Den Winter über blieb der König in Carlserona. Er ordnete von hier aus neue Aushebungen an, schuf allerdings mit Hilfe äußerst drückender Steuern, eine neue Flotte und brach, zum Erstaunen Europas, im März 1716 mit 20,000 Mann nach Norwegen auf. Noch erstaunter war man, daß der Czar sich bei diesen Ereignissen ruhig verhielt und nicht eine Landung in Schweden

versuchte, wie er mit seinen Verbündeten übereingekommen war. Der Grund davon war in Folgendem zu suchen. Der Baron Heinrich v. Görz, welcher dem Könige schon während seines Aufenthaltes in Bender wichtige Dienste geleistet hatte, war jetzt sein Günstling und erster Minister geworden und hatte bald den größten Einfluß auf Carl gewonnen. Zwei Beobachtungen glaubte er gemacht zu haben, auf welche er seine Pläne gründete, erstens, daß Carl am meisten gegen Georg I. erbittert war, da dieser der einzige war, den Carl nicht beleidigt hatte und derselbe sich augenscheinlich nur in den Streit gemischt hatte, um Bremen und Verden zu behalten; zweitens, daß der Czar im Geheimen mit seinen Verbündeten unzufrieden war, welche alle voller Mißtraun gegen seine wachsende Macht ihn verhindert hatten, festen Fuß in Deutschland zu fassen. Görz wagte nun Carl ein Bündniß mit dem Czaren vorzuschlagen, indem er ihm die Provinzen, welche derselbe schon besäße und welche man doch nicht wiederzugewinnen hoffen dürfte, abtete, dafür aber die Möglichkeit gewänne, Stanislaus wieder auf den Thron von Polen, den Sohn Jacobs II. auf den Thron von England zu setzen und den Herzog von Holstein wieder in seine Staaten einzuführen. Görz erhielt unbedingte Vollmacht von Carl und suchte nun zunächst mit Hilfe des Leibarztes des Czaren, eines Schotten, den Prinzen Mentshikoff und durch diesen den Czaren selbst seinen Plänen geneigt zu machen. Verhandlungen wurden eingeleitet, die Landung in Schweden unterblieb vorläufig, statt dessen überwinterten die Truppen in Mecklenburg; Peter kam selbst dorthin, angeblich um zwischen den Fürsten und seinem Adel den Vermittler zu spielen, in Wahrheit aber, weil er hoffte, dem Herzog seine Souveränität abkaufen zu können. Inzwischen hatte sich Carl, der mit seinem Schwager, dem Prinzen von Hessen-Cassel bis Christiania vorgerückt war, aus Mangel an Lebensmitteln und da sich eine schwedische Flotte zum Schutze Norwegens näherte, wieder nach Schweden zurückgezogen und wartete das Resultat der Bemühungen Görz' ab. Dieser war unermüdetlich in der Verfolgung seiner Pläne, er trat mit den Seeräubern von Madagaskar in Verbindung, damit sie ihm Geld, Menschen und Schiffe lieferten, knüpfte mit dem Minister Alberoni in Spanien Verhandlungen an, ging heimlich nach Frankreich und Holland, wo er mit den Anhängern des Prätendenten verkehrte, der Graf von Gyllemburg, schwedischer Gesandte in England, hatte auf seine Veranlassung mehrere Zusammenkünfte mit den Häuptern der Unzufriedenen in London, er selbst besorgte den Ankauf von Schiffen und Waffen in der Bretagne. Die Hauptsache aber blieb immer das Zustandekommen des Friedens zwischen Carl und dem Czaren. Glücklicherweise kam Peter 1717 selbst nach Holland. Görz sah ihn zwei Mal im Haag und Alles nahm eine sehr günstige Wendung, da entdeckten die Spione des Herzogs von Orleans die Verschwörung, gleichzeitig schöpften die Holländer Argwohn und theilten ihn dem englischen Minister mit, und so wurde Görz und Gyllemburg, der eine in Deventer, der andere in London festgenommen.

Der König von England ließ die Briefe von Gyllemburg und von Görz veröffentlichen, Carl empfing die Nachricht davon lächelnd, ließ seinerseits den englischen Residenten mit seiner Familie festnehmen und den holländischen Residenten überwachen, erkannte aber das Verfahren seines Ministers Görz weder an, noch mißbilligte er es. Der Czar dagegen, der nirgends namentlich erwähnt war, schrieb an Georg ein lauges Beglückwünschungsschreiben über die entdeckte Verschwörung, begab sich dann im Mai 1717 nach Paris und schlug dem Herzog von Orleans vor, die Vermittelung zwischen ihm und Carl zu übernehmen und ein Schutzbündniß mit Schweden, Rußland und Spanien zu schließen. Der Herzog von Orleans aber ging gerade entgegengesetzte Verbindungen ein, verband sich mit Deutschland und England und verstand sich nur dazu, seine guten Dienste für die Freiebung

Görz' und Gyllemburg's einzulegen. Was Peter im Herzog von Orleans gesucht hatte, fand er in Alberoni, der als Minister des von England so übel behandelten Spaniens, als persönlicher Feind des Herzogs von Orleans und als katholischer Priester nichts so sehnlich wünschte, als die Wiedereinsetzung des Prätendenten. Alberoni schickte Gesandte nach Rußland und ließ um die Hand der Prinzessin Anna Petrowna für den Sohn Jacobs II. anhalten. Dadurch wurden aber Görz' Pläne durchkreuzt, welcher dieselbe Prinzessin schon für den Herzog von Holstein ansersehen hatte; nachdem er, sowie Gyllemburg im August in Freiheit gesetzt worden war, eilte er zum Czaren, versicherte ihn, daß er mit einem einzigen russischen Bevollmächtigten in 3 Monaten den Frieden mit Schweden zu Stande bringen würde, nahm eine Landkarte zur Hand, zog von Wiborg durch den Ladogasee einen Strich bis zum Eismeere und machte sich anheischig, seinen Herrn zu veranlassen, alles von dem Strich östlich gelegene Land an Rußland abzutreten, deutete dann auf eine Verbindung der russischen Prinzessin mit dem Herzog von Holstein, auf die Möglichkeit, daß der Letztere ihm einst seinen Besitz gegen ein Aequivalent abtreten könnte, und so entweder ihm selbst oder einem seiner Nachkommen der Weg zur deutschen Kaiserkrone offen stände. So wurden die Verhandlungen mit Spanien abgebrochen und der Czar bestimmte die Insel Aland für eine Zusammenkunft zwischen Görz und seinem Minister Ostermann.

Görz, voller Hoffnungen nach Schweden zurückgekehrt, fand den König an der Spitze von 35,000 Mann regulärer Truppen und die Küsten von Milizen vertheidigt. Nur Geld und Credit fehlte. Görz half dadurch, daß er dem Kupfergelde den Werth des Silbergeldes beilegte und auch der Geistlichkeit eine Steuer auflegen wollte. Zwar wuchs dadurch der Haß, der gegen Görz ohnedies schon im ganzen Lande war, noch mehr, aber Carl schenkte ihm nur um so innigeres Vertrauen. Darauf kehrte Görz zu den Verhandlungen mit Ostermann nach Aland zurück. Die Präliminarien dieses Bündnisses waren folgende: Der Czar, welcher Liefland, einen Theil Ingermanlands und Careliens erhielt, gab alles Uebrige heraus, vereinigte sich mit Carl XII., um Stanislaus wieder auf den polnischen Thron zu setzen, verpflichtete sich, zu diesem Zweck 80,000 Mann nach Polen zu schicken und dem Könige von Schweden die nöthigen Schiffe zu liefern, um 10,000 Schweden nach England, 30,000 nach Deutschland zu schaffen, die vereinigten schwedischen und russischen Streitkräfte sollten den König von England in Hannover und namentlich in Bremen und Verden angreifen, den Herzog von Holstein wieder einsetzen und dem König von Preußen einen Theil dessen wieder abnehmen, was er erobert hatte. Flemming, der sächsische Minister, welcher zuerst ein Bündniß zwischen Schweden und Rußland ahnte, beschloß, Stanislaus in Zweibrücken aufheben zu lassen; indessen der Plan mißlang und die gefangenen Abenteuerer kamen mit einigen Vorwürfen des gütigen Stanislaus davon.

Inzwischen war Carl zum zweiten Male im Oktober 1717 zur Eroberung Norwegens ausgezogen und hatte im Dezember angefangen, die am Tistendal zwischen Bahus und Auslo gelegene Festung Fredericks-hall zu belagern. Hier wurde er am 11. Dezember 1718, während er sich in den Laufgräben befand und den Arbeiten zuschaute, von einer aus der Festung abgefeuerten Kugel getroffen. Nach seinem Tode nahm Alles plötzlich eine andere Gestalt an; die Belagerung von Fredericks-hall wurde aufgehoben, Schweden schloß mit seinen Feinden Frieden, die Stände wählten die Schwester Carls XII. zur Königin unter der Bedingung, daß sie auf jedes Erbrecht auf die Krone verzichtete; sie gelobte dies feierlich, trat aber bald die Krone an ihren Gemahl ab, den die Stände unter denselben Bedingungen wie Ulrike Eleonore zum Könige wählten. Der Baron v. Görz wurde unmittelbar nach dem Tode des Königs verhaftet, vom Senat zum Tode verurtheilt und hingerichtet.

kehren wir nun zu Lundsblad und Fryzell zurück. Worin weicht zunächst Lundsblad in dieser letzten Periode der Geschichte Karls von Voltaire ab?

Nachdem er zunächst in 9 Kapiteln die Begebenheiten im Norden Europas, die Unternehmungen Dänemarks gegen Schweden, das Vordringen der Russen in Finnland, den Verlust Stettins und Pommerns an Preußen, die unglückliche Lage Schwedens und die Stimmung im Lande, die stürmischen Verhandlungen im Reichstage erzählt hat (was Alles Voltaire nur sehr kurz berührt oder gar nicht erwähnt) kehrt er zu Carl und den Resten des schwedischen Heeres zurück. Bei der Flucht des Königs wird erzählt, wie der Kriegssecretair Martin v. Neugebauer 2 Ducatentönnchen Mazeppa's, welche derselbe vergessen, in der Dunkelheit der Nacht von der Bagage herübergeholt habe. Voltaire enthält davon nichts; daß der Seraskier von Bender außer Gezelten und Pferden auch 500 Piaster täglich an Carl übersandt habe, wird geläugnet, obgleich auch v. Hammer dies anführt. Die Schilderung der türkischen Zustände in den Persönlichkeiten der Großvezire stimmt mit Voltaire überein, Betreffs einer Aeußerung der Sultanin Valide wird derselbe sogar als Zeugniß angeführt (Lundsblad II. p. 368.) Au Pruth haben die Russen nach Lundsblad nur 60,000 Mann. Die Geschichte von dem Verwickeln des Sporens Karls in das Kleid des Großvezirs wird von Lundsblad eine Erfindung Voltaire's zur Würze seines geschichtlichen Romans genannt, obgleich sie fast alle Geschichtschreiber, selbst v. Hammer, nach erzählt. — In Betreff der 1000 Buntel, welche Carl verlangte und statt deren der Sultan 1200 übersandt haben soll, scheint Voltaire sich allerdings geirrt zu haben; vielmehr hatte Carl gleich anfangs 1200 verlangt, s. Fabricius Brief 32., 42. und 45. 32: Le Roi paraissait entièrement disposé de partir de Bender le plutôt qu'il serait possible, pourvu qu'on lui fit tenir 1200 bourses. 42: Les 1200 bourses en question, dont 200 bourses ont déjà été payées au Roi il y a quelques jours, sont déjà en chemin pour venir ici. 45: Un Capidschipascha du Grand-Seigneur arriva ici avant-hier avec une lettre de son maître et des présents pour le Roi qui sont un sabre garni de diamants, une aigrette, une pelisse de sancour et mille bourses en or qui jointes aux 200 qui sont déjà ici, font la somme de 600,000 écus que le Roi a demandé à la Porte. — Die Ueberreichung einer Beschwerdeschrift durch den Franzosen Willelongue scheint Lundsblad II. p. 417 zu bezweifeln, ohne Gründe dafür anzuführen. — Von dem Zurückbleiben Dürings auf der Reise des Königs durch Deutschland und dem Wiedertzusammentreffen Beider sagt Lundsblad: Voltaire hat auch dieses kleine Reise-Ereigniß gehörig ausgestaffirt, aber wir müssen bedauern, so schöne Dinge nicht als wahr berichten zu können. — Die Zahl der Schweden in Stralsund giebt Lundsblad auf 12,000, die der Belagerer auf 60,000 Mann an (Voltaire 9000 und 36,000). Sonst stimmen die Berichte beider Schriftsteller über die Belagerung der Festung, ihre Einnahme und die Flucht Karls nach Schweden vollkommen überein, die Anekdote über das Einschlagen der Bombe in das Zimmer, in welchem Carl seinem Secretair dictirt, ist sogar offenbar aus Voltaire, obgleich ohne Angabe der Quelle, abgeschrieben. — Beim ersten Ausbruche nach Norwegen 1716 hatte Carl nur 10,000 Mann (nach Voltaire 20,000). — Für die Schilderung der diplomatischen Verhandlungen des Baron Görz hat Voltaire offenbar zum Vorbilde gedient, in Einzelheiten weicht Lundsblad allerdings ab. Während z. B. Voltaire erzählt, daß der Czar, dessen Name nicht genannt worden war, dem Könige Georg von England ein Beglückwünschungsschreiben über die entdeckte Verschwörung zugehen ließ, sagt Lundsblad: Persönlich war Peter dem Könige von England so gram namentlich auch darüber, daß in der bekannt gemachten geheimen Correspondenz sein Name genannt worden war, daß er nicht nur laut über den König schimpfte, sondern, daß sich auch Beide sorgfältig answichen, als Georg während des Czaren Aufenthalt in Holland in diesem Jahre

zweimal durch dies Land reiste. — In Betreff des Todes des Königs glaubt Lundsblad, gestützt auf die Berichte der beiden einzigen Augenzeugen, des Obersten Maignet und des Lieutenant's Karlberg, derselbe sei durch Mörderhand herbeigeführt worden.

Fryxell läßt den König und Löwenhaupt zusammen (nicht auf verschiedenen Wegen, wie Voltaire sagt) bis an den Duiepr ziehen, wo sie sich trennen und der König die Flucht allein fortsetzt, und zwar nicht mit 300 Reitern und vielen Polen und Kosaken (Voltaire), sondern mit 1500 Mann Schweden und außerdem einer großen Schaar Kosaken, zusammen 3000 Mann. —

Mentschikoff verfolgt Löwenhaupt mit 9000 Reitern und 600 Mann Fußvolf. Dieser sendet nach Voltaire 4 Offiziere zur Unterhandlung, während Fryxell nur 3 angiebt, nämlich Generalmajor Creuz, Oberst Düker und Capitain Douglas; Lundsblad dagegen nennt in Uebereinstimmung mit Voltaire noch einen vierten, den Oberstlieutenant Trantvetter.

Die Erzählung von dem Aufenthalte Carls in der Türkei, von dem Kampfe in Bender (der Kalabalik), von dem Transport nach Demirtasch enthält nirgends eine Abweichung von Bedeutung, sondern stimmt in der Hauptsache mit Voltaire überein; ja die Darstellung des Letzteren liegt der von Fryxell offenbar zu Grunde, viele Stellen (Fryxell p. 264., 287., 303 u. a.) stimmen wörtlich mit Voltaire überein. Der Denkschrift, welche auf so merkwürdige Weise von Herrn v. Billelongue überreicht wird, gedenkt er freilich mit keiner Silbe; aber wahrscheinlich nur, weil er nichts von ihr weiß.

Ueber die Trennung des Königs und Dürings auf der Rückreise stimmt Fryxell mit Lundsblad überein und weiß nichts von einer Bestechung des Postmeisters durch den Letzteren.

In Stralsund befanden sich nach Fryxell 16,000 Mann, die Zahl der Belagerer betrug 60,000. Die leichte Furth am Frankenthore wurde nicht durch Verrath entdeckt, sondern der preussische Offizier Koppen, der seine Jugend in Stralsund verlebt hatte, kannte sie vom Baden her.

Der Tod des Königs ist nach Fryxell's sehr deutlicher und anschaulicher Erzählung durch eine Kartätschenkugel aus der Festung erfolgt. Auf den letzten Seiten seines Werkes (p. 451 u. folg.) widerlegt er mit kurzen, schlagenden Worten, ohne Lundsblad zu nennen, alle von demselben vorgebrachten Verdachtsgründe und schließt mit Anführung des Resultates, welches eine am 31. August 1859 von Sachmännern angestellte Untersuchung über den Tod Carls ergeben hat.

Damit ist indessen unsere Vergleichung der drei Werke über den Zeitraum von 1709—18 noch nicht geschlossen. Zwar hat auch in ihm Voltaire keine Thatsache von Bedeutung falsch dargestellt, die Verstöße, die er sich hat zu Schulden kommen lassen, beschränken sich auf untergeordnete Einzelheiten und thun der Gesamtdarstellung keinen Eintrag; aber einen großen Fehler hat er dadurch begangen, daß er eine Seite der Geschichte Carls ganz unberücksichtigt gelassen hat, nämlich die innere Lage Schwedens während des Aufenthalts des Königs in der Türkei. Hierin übertreffen ihn sowohl Lundsblad als Fryxell bei Weitem. Alles, was Voltaire über diesen Punkt zu sagen hat, beschränkt sich auf zwei Stellen am Ende des 7. Buches und im 8. Buch.

Es heißt daselbst: „Schweden dagegen (im Gegensatz zu Rußland) fast aller seiner überseeischen Provinzen beraubt, hatte weder Handel, noch Geld, noch Credit mehr; seine alten, so furchtbaren Truppen, waren in den Schlachten oder im Elende ungelommen; mehr als 100,000 Schweden waren Sklaven in dem ungeheuren Reiche des Czaren und fast ebenso viele waren an die Türken oder die Tartaren verkauft worden. Mangel an Menschen machte sich bemerklich; aber die Hoffnung lebte wieder auf, seitdem man den König in Stralsund wußte. Die Eindrücke der Achtung und Bewunderung für ihn waren in den Herzen seiner Untertanen

„noch so stark, daß die ländliche Bevölkerung in Masse herbeieilte, um sich einreihen zu lassen „obgleich das Land nicht genug Hände hatte, um es zu bebauen.“

Und im 8. Buch, wo er von der Ausrüstung eines Heeres und einer Flotte spricht, sagt er: „Um so viele Kosten zu bestreiten, mußte man dem Volke das Letzte nehmen; es gab keine „Erpressung, welche man nicht unter dem Namen einer Abgabe oder einer Steuer erfunden hätte; „man untersuchte alle Häuser und entnahm die Hälfte der Vorräthe aus ihnen, um sie in die „königlichen Magazine zu thun; für seine Rechnung kaufte man alles Eisen im Königreiche auf, „welches die Regierung in Papier bezahlte und gegen Silber verkaufte. Alle Diejenigen, welche „Kleidungsstücke trugen, zu welchen Seide verwendet war, welche Perrücken, vergoldete Degen „trugen, wurden besteuert: man legte eine übermäßige Auflage auf die Schornsteine. Das Volk, „von so vielen Steuern überbürdet, würde sich unter jedem andern Könige empört haben: aber „der unglücklichste Bauer Schwedens wußte, daß sein Herrscher ein noch härteres und einfacheres „Leben, als er selbst führte: daher unterwarf sich Alles ohne Murren Entbehrungen, welche der „König zuerst ertrug.“

An dieser Darstellung haben wir zweierlei anzufügen: Erstens ist sie nicht eingehend genug, um ein deutliches Bild von dem Zustande des Landes zu geben und zweitens ist sie auch ungenau, denn es ist keinesweges richtig, daß sich Alles ohne Murren den strengen Maßregeln unterwarf, vielmehr brach an mehreren Orten die tiefe Mißstimmung in offene Empörung aus und es fiel den Bauern nicht ein, überall freudig in das Heer einzutreten, wo sie dem sicheren Tode entgegengingen.

Fryrell, welcher über diese Zustände in Protokollen und anderen Dokumenten tiefe und eingehende Studien hat machen können, entwirft von ihnen ein äußerst lebendiges und ergreifendes Bild, aus welchem wir in Kürze folgende Hauptpunkte hervorheben.

Schon beim Abgeln Carl's nach dem Stunde (1700) wurde der Rath in eine Defensiv-Commission zur Vertheidigung des Landes und in eine Justiz-Commission für Rechts- und innere Angelegenheiten getheilt und durch diese künstliche Theilung sein Einfluß bedeutend geschwächt. Der Umstand, daß alle in den Kanzleien beendeten Angelegenheiten zum Könige ins Lager gehen mußten, wo sie entweder nach Rehussjölds oder meistens nach Pipers Willen entschieden wurden, machte jedes schnelle Eingreifen unmöglich und das Zusammenlaufen aller Fäden in eines einzigen Günstlings Hand erzeugte Bestechungen und Ungerechtigkeiten. Selbst die beiden Parteien, in die der Rath zerfiel, die französische und die englisch-holländische, waren fremdem Golde zugänglich. Diese Zustände in der ersten Behörde des Reiches wirkten natürlich auch verschlechternd auf das Beamtenwesen; um so mehr, da man den Civilbeamten nicht den vollen und gesetzlichen Gehalt auszahlte, sondern einen großen Theil desselben als unfreiwillige Kriegsteuer zurückbehielt. Natürlich suchte sich Jeder dafür zu entschädigen und der Bestechungen, Frellereien und Betrügereien war kein Ende. Im Jahre 1706 wurde sogar deshalb von dem Rathe ein außerordentliches Gericht eingesetzt, vor dem sich hohe und niedere Beamte, des Betrugs und Diebstahls angeklagt, verantworten mußten. Eine Menge mehr oder weniger schwerer Urtheile wurden gefällt, die Untersuchung dehnte sich ins Ungeheure aus und endlich ergab es sich, daß selbst der öffentliche Ankläger zu den Verbrechern gehörte, und nur gegen diejenigen aufgetreten war, die ihm die Auflage nicht abgekauft hatten. Die Sache endete damit, daß die Urtheile cassirt und das Gericht aufgehoben wurde. In dem Zeitraume von 1700—1709 fand fast jedes Jahr eine neue Aushebung von 20,000 Mann statt, das Eintheilungswerk Carl XI. reichte natürlich dafür nicht aus, die Bestimmungen wurden verschärft und erschöpften das Land so, daß die Werbungen fast kei-

nen Erfolg hatten, die Ausgeschriebenen desertirten massenhaft, Hunderte von Gutbesitzern mußten aus Mangel an Söhnen und Knechten das Land brach liegen lassen, die Handwerker, welche die Hälfte der wehrfähigen Gesellen und Arbeiter stellen sollten, wendeten Gewalt gegen die Werber an. Die Militärausgaben von 1701—1709 beliefen sich auf 22 Millionen. Dagegen waren die Staatseinnahmen von 6,600,000 Thaler auf 3 Millionen gesunken. Um Geld zu beschaffen, besteuerte man Pflanz, Renten, Zahl der Dienstleute, behielt die Staatsgehälter um 5—25% ein, aber da die zunehmende Verarmung die 1,100,000 Thaler, welche man dadurch gewann, bald auf die Hälfte reducirte, so verdoppelte man den Steuersatz und schuf neue Auflagen. Bei den mangelhaften Nachrichten vom Heere, welche oft Monate, ja Vierteljahre lang ausblieben, zweifelte man öfters daran, ob der König noch lebe oder frei sei und Anfangs 1709 ging man daher mit dem Plane um, Ulrike Eleonore wenigstens an die Spitze einer provisorischen Regierung zu setzen; sie selbst aber war zu unentschieden und die Rathsherren zu furchtsam und uneinig, solchen Schritt zu wagen. Da traf die Nachricht von der gänzlichen Niederlage des Heeres bei Pultawa ein und bald darauf der Befehl des Königs, die Regierung in gewohnter Weise fortzuführen. — Am 9. Februar 1710 berief der Rath einen Reichstag, auf welchem nach heftigen Streitigkeiten zwischen den alten Parteien der unumschränkten und der beschränkten Gewalt die Verdoppelung der Steuern bewilligt wurde und freiwillige Anleihen unternommen wurden. Bald darauf traf ein Brief des Königs ein, worin er erklärte, daß er den Zusammenberufungen der Stände entgegen sei, da sie den Feinden die Noth des Landes verriethen, diesmal wolle er sie aber, theils der ihm vom Rathe angeführten Gründe halber, theils in der Hoffnung billigen, daß seine königlichen Rechte gegen alle Angriffe gewahrt seien. Voller Zorn dagegen war ein zweiter Brief aus demselben Jahre, worin sich der König gegen den Neutralitätsvorschlag, welchem der Rath beitreten wollte, erklärte. Die Begebenheiten von 1710—1712 vollendeten dann den Bruch zwischen Carl und dem Rathe. Das Jahr 1712 vermehrte die Noth und die Unzufriedenheit im Lande; auf der einen Seite erschreckender Mangel an Geld und wehrfähigen Männern, Verfall des Ackerbaus (so daß z. B. in Schonen $\frac{1}{4}$ des Landes wüste lag), auf der anderen Seite strenge und gemessene Befehle des Königs, größere Truppenmassen nach Pommern zu senden und dabei doch die letzten Reservefonds nicht anzutasten. Ein neues Besteuerungssystem, wonach Jedermann vor versammeltem Volke sein Vermögen angeben, eidlich die Wahrheit bekräftigen und dabei von der Gesamtheit controllirt werden sollte, rief solche Erbitterung hervor, daß Aufstände aller Orten wieder nahe bevorstanden. 1713 war es so weit gekommen, daß von den gewöhnlichen Einkünften des Staates nur 314 Thaler zur Bestreitung der Kosten für den Hof, die Gesandten, Beamten, die Garde, Artillerie und Garnisonen im Lande übrig blieben, und mehr und mehr setzte sich die Idee fest, selbst gegen den Willen des Königs einen Reichstag zu halten, Frieden zu schließen und Ulrike Eleonore zur Regentin zu machen. Dies geschah endlich am 14. December und dem Könige wurde Nachricht davon zugesandt. Bald darauf langte von demselben ein Schreiben an, worin er augenblickliche Auseinanderjagung der Stände befahl. Die dadurch erzeugte bittere Stimmung führte zwar zu sehr unruhigen Auftritten bei der Berathung über die Friedensverhandlungen, indessen ein Resultat wurde nicht erzielt und der Reichstag mit Hintanzetzung aller Formen vom Rathe geschlossen. Zwar wandte sich durch die Rückkehr des Königs nach Stralsund die äußerst ungünstige Stimmung gegen ihn in eine Art Enthusiasmus, aber der traurige Zustand des Landes wurde dadurch nicht gebessert. Selbst unter der Garde brachen Meutereien aus und das Erhängen des zehnten Mannes und Spießruthen fruchtete wenig; die mit Gewalt ausgehobenen Bauern flohen massenhaft mit Wehr und Waffen von ihrem Posten.

Gleich nach seiner Ankunft in Stadt 1715 legte Carl den Verwaltungsbehörden einen Plan seines neuen Ministers Görz vor, wonach 6--10 Millionen Thaler Silber herbeizuschaffen sein würden und trug denselben auch die Ausführung desselben auf, da sich Niemand sonst dazu verstehen wollte. Eine neue nach Gutdünken auferlegte Besteuerung von dem vermutheten Einkommen und der gesellschaftlichen Stellung der Einzelnen wurde 1716 eingeführt, alle Schankgerechtigkeiten, jede Handels-Unternehmung, der Besitz von überflüssigen Kleidungsstücken und Luxusgegenständen wurden hoch besteuert. 1718 wurde zur Anlegung von Magazinen zur Abhilfe bei Hungersnoth die Abgabe des sechsten Pfennigs oder von 16 $\frac{2}{3}$ Procent alles Geldes ausgeschrieben. Die amtlich zu leistenden Zahlungen geschahen unmordentlich und zu willkürlich festgestellten niedrigen Preisen; Zwangsrequisitionen und Zwangsfuhren wurden zu einer unerträglichen Last, so daß der Bauer sein überflüssiges Getreide lieber verzehrte oder verbarg, als daß er sich zwingen ließ, es noch meilenweit gegen niedrige Bezahlung in Nothmünzen in die Kriegsmagazine zu führen. Zweimal schritt man 1716 und 17 zu einem Zwangs-Darlehen. Die Beamtengehälter wurden um $\frac{1}{4}$ bis $\frac{3}{4}$ des Betrages herabgesetzt, das Briefporto erhöht und für unbebaute oder verarmte Güter sollten die Gemeinden die Steuer zahlen. Sehr traurige Folgen hatten die Versuche, die Kriegsbedürfnisse durch Nothmünzen zu beschaffen. 1715 ließ der König Silbermünzen schlagen, die einen 4 mal größeren Nennwerth als Metallgehalt hatten, die Beamten erhielten schon seit 1714 statt baaren Geldes zinsberechtigzte Löhnungszettel, zuerst auf 100 Thaler, dann auch auf 25, 10 und 5 Thaler lautend, die bald alles Vertrauen verloren. Alles zur Ausfuhr bestimmte Eisen mußte in die Magazine der Seestädte abgeliefert werden, wofür die Producenten sogenannte „Gewichtszettel“ erhielten, die auf Befehl des Königs gleichen Cours mit baarem Gelde hatten. Im Winter 1716 begann die Ausprägung der berüchtigten Münzen, Kupferstücke von geringstem Metallwerth, die für einen Thaler Silber genommen werden mußten, und welche weder des Königs Namen, noch das schwedische Wappen, sondern heidnische Götzenbilder und Namen trugen. Anfangs sollten es nur 2 Millionen werden, bald aber ließ Carl gegen Görz' Willen 15 Millionen und später dieser selbst noch 19 Millionen prägen und so wurden 36 Millionen in Umlauf gesetzt. Auch wurden die Kupferplatten, welche bis 1705 6 Thlr. Kupfergeld oder 2 Thlr. Silbergeld galten, umgeprägt und verschlechtert, dadurch, daß sie willkürlich auf 9 Thlr. Kupfer oder 3 Thlr. Silber Nennwerth erhöht wurden. Diejenigen, welche sich weigerten, Nothmünzen anzunehmen oder bei Zahlung in solchen den Preis der Waaren erhöhten, wurden hart bestraft, alle Silbermünzen in Handel und Wandel wurden verboten und befohlen, sie bei der Regierung zu wechseln, später wurde sogar der Besitz dieser Münzen oder eingeschmolzener unverarbeiteter Metalle verboten; Reisende durften nur eine gewisse Summe guter Münze, die Reichsten nie mehr als 100 Thlr. für die Person ins Ausland mitnehmen. Neben der gänzlichen Verarmung führten alle diese Maßregeln in Folge der Spionage zur tiefsten Demoralisation des Volkes.

Eine andere Besteuerung endlich waren die verschiedenen Arten des Zwangshandels. Die Unterthanen wurden gezwungen, ihre Waaren und Arbeitskräfte der Krone für gewisse von ihr selbst zu bestimmende Preise in Nothmünzen abzulassen. Zu diesem Behufe zogen Untersuchungsbeamte unter dem Schutze von Soldaten umher, durchsuchten Scheuern und Vorrathskammern, fertigten Listen der vorhandenen Vorräthe an und diese mußten dann, mit Zurücklassung des Nothwendigsten, an bestimmten Tagen und Orten bei Vermeidung strenger Strafen abgeliefert werden. Die Städte wurden zur Einfuhr von Getreide und Vieh gezwungen und mußten die so bezogenen Produkte dann der Regierung zu von ihr festgesetzten Preisen, ohne Rücksicht auf die höheren des Auslandes, ablassen.

Alle diese despotischen Anordnungen zur Ausführung zu bringen, wäre aber nicht möglich

gewesen, ohne eine gänzliche Umänderung in der Verwaltung. Daher waren alle Geschäfte der früheren einzelnen Collegien an drei Behörden übertragen worden, an die Contributionenrentenkammer, die neue Regierungskanzlei und namentlich die Ankaufsdeputation. Die Letztere hatte für die Bedürfnisse der Krone, für Aufbringung und Handhabung ihres Geldes zu sorgen. An der Spitze der Deputation stand Görz, oder vielmehr, er war nach des Königs eigenem Geständniß, selbst die Deputation. Er oder sein Stellvertreter, der Hofsteiner von der Rath, regierten mit Hilfe einer neuen Beamtenklasse, der Ordnungsmänner, sämmtliche Landeshauptleute und Provinzialbehörden. Diese Ordnungsmänner mit ihrem Oberordnungsmann an der Spitze, standen über dem Generalgouverneur und Oberstatthalter des Landes und bildeten eine Art höherer Polizei, welche mit namhafter Macht ausgestattet war, Prozesse, die nur Geld- und Leibesstrafen (nicht Lebensstrafe oder Gutskonfiscation) erheischten, selbst schnell entscheiden und zur Vollstreckung derselben die bewaffnete Macht in Anspruch nehmen konnten.

So war es denn dahin gekommen, daß, während beim Tode Carl's XI. die jährlichen Staatsausgaben wenig über 6 Millionen betragen, sie im Jahre 1715 für das nur noch halb so große Schweden schon auf 15½ Million gestiegen waren. Unter Görz' Herrschaft, 1716—1718, waren die gewöhnlichen Abgaben um das Dreifache erhöht und hatten 9 Millionen eingetragen, wozu noch 5 Millionen außerordentliche Kronsteuern und 35 Millionen kamen, die das arme Volk gezwungen war, für Dienstverrichtungen, Arbeit und gelieferte Waaren in werthloser Nothmünze zu nehmen. Im Jahre 1718 stiegen die Ausgaben über 34,700,000 Thlr. Silber, so daß die gewöhnlichen Staats-Einkünfte nur auf 14 Tage reichten, wie Görz selbst eingestand. Die Staatsschuld war in diesen 3 Jahren um mehr als 30 Millionen Silberthaler angewachsen.

Von allen diesen inneren Verhältnissen Schwedens erzählt uns Voltaire nichts und dies ist eine entschiedene Lücke in seinem Werke, die sich nur dadurch erklären läßt, daß ihm für diese Zustände keine Quellen zu Gebote gestanden haben.

Damit schließen wir unsere Vergleichung der drei Werke von Voltaire, Lundsblad und Frygell und es fragt sich nun: welches ist das Resultat derselben?

Eine genaue Vergleichung Voltaire's, Lundsblad's und Frygell's ergibt, daß in den Ereignissen von 1700—1709 keine einzige Thatsache von Bedeutung von Voltaire ausgelassen oder falsch dargestellt worden ist; alle Abweichungen beschränken sich auf Daten, Zahlen von Truppen u. dgl. Für manche Begebenheit ist Voltaire sogar selbst die Quelle, wie z. B. für die Unterredung zwischen Marlborough und Carl XII. Lundsblad, der Voltaire in elf Stellen seines Werkes erwähnt und zum Theil angreift, kann doch nur sehr Unwesentliches gegen ihn anführen und die tiefe Verachtung, die er gegen Voltaire in seiner Vorrede ausspricht, hält ihn nicht ab, denselben sogar zwei Mal (I, pag. 21. 381.) als Quelle anzuführen. Die erste Abweichung von Bedeutung findet sich bei der Schlacht von Pultawa. Hier hat es Voltaire entweder an genügenden Nachrichten gefehlt oder er hat sich aus den vorhandenen kein klares Bild machen können, jedenfalls steht die Erzählung dieses Ereignisses weit gegen Lundsblad und namentlich Frygell zurück. Anders gestaltet sich die Sache im zweiten Theile des Werkes. Er enthält die Flucht an den Dniepr, den Aufenthalt in der Türkei, die Kalabalik (den Lotenkampf), die Rückkehr nach dem Norden Europas, die Belagerung Stralsunds und Friedrichshall's, endlich den Tod des Königs. In allen diesen erzählenden Partieen seines Werkes ist Voltaire unübertrefflich, aber, und dies ist der Hauptvorwurf, er übergeht zu sehr mit Stillschweigen, was auch der Held seiner Geschichte zu sehr vergaß, die innere Lage der schwedischen Monarchie, d. h. den allmählig fortschreitenden Ruin des von Gustav Adolf und Carl X. aufgeführten Gebäudes, namentlich das unglaubliche Elend, die Leiden jeder Art, die Anarchie und Verzweiflung, welche sein Volk be-

drückten. Ueber alles dieses hat Voltaire nur hier und da einige Zeilen. Der wahrscheinliche Grund ist einfach der, daß er sich keine genügenden Berichte über den traurigen Zustand jenes verlassenen Landes verschaffen konnte. Erst in den letzten Jahrzehnten haben die schwedischen Schriftsteller diese innere Geschichte aus den wenig vollständigen Protokollen des Senats und der verschiedenen Verwaltungsbehörden construirt. Hier ist auch der Punkt, wo Frygell Voltaire entschieden übertrifft, und seine ergreifende Schilderung der inneren Zustände ist von hoher und ernster Moralität. Voltaire hat von denselben zu wenig gesprochen und doch zeigen sie eine ganze Seite des Characters Carl's XII. oder, wenn er davon gesprochen hat, so hat er gewisse Irrthümer begangen. Aus dieser Zeit ist zu erwähnen: 1710 der herrische Brief Carl's, als der Reichstag sich ohne seinen Befehl versammelt hatte und die Aushebungen an Menschen und Geld nicht geschehen waren, die Furcht, in der man vor den immer mehr heranuahenden Russen war, so daß man sogar die Bibliothek von Upsala ins Innere des Landes schaffen wollte, die Stellung der Prinzessin Ulrike Eleonore zum Senate; dessen Sitzung sie am 2. November 1713 zum ersten Male beivohnte; das Budget, in welchem 4,500,000 Thlr. Einnahmen 11,700,000 Thlr. Ausgaben gegenüber standen; der laut ausgesprochene Wunsch der Nation, Friede um jeden Preis zu haben; Görz' Intriguen, der den Sohn der älteren Schwester Ulrikens, den Herzog von Holstein, mit Anna, der Tochter Peters, verheirathen wollte, Alles dies plötzlich vernichtet durch die Nachricht, daß Carl wieder in Pommern erschienen sei; — dies gehört ganz entschieden in eine Geschichte Carl's XII. Voltaire hat nur einige Worte über den Zustand Schwedens während dieser Periode (p. 165.), aber von den Beziehungen Carl's; zu dem Senat, von dem Benehmen dieser Körperschaft, und von den Ansichten, welche ihn spalteten, sagt er nichts. Er spricht mit Unrecht von einem Regentschaftsrath (p. 156.), er kennt den Reichstag von 1710 und 1713 gar nicht. Daher erhalten wir auch kein richtiges Bild von dem Wahnwitz seines Helden, von der Rücksichtslosigkeit und dem brutalen Eigensinn, mit welchem er, gegenüber den lauten Klagen seines Volkes, immer nur auf neue Truppen- und Geldsendungen besteht; „er entbehrt“, wie Villemain sein bemerkt, „zuweilen des Ernstes und hat niemals jene männliche Traurigkeit und jenen Ernst, welcher die großen Unglücksfälle schildert und zur Empfindung bringt, selbst ohne sie zu beklagen“. (Villemain, Cours de litt. fr. II., 146.). — Schwierig ist es, ein Urtheil über das zu fällen, was Voltaire von den Intriguen Görz' sagt. Er selbst behauptet in seiner Histoire de Russie, mit diesen Intriguen sehr gut bekannt zu sein, da er in seiner Jugend Görz sehr gut gekannt habe, der ihn mit nach Stockholm habe nehmen wollen. Andere (Lauortey) behaupten, er habe augenscheinlich nichts davon gewußt. Beide Behauptungen scheinen extrem zu sein und es ist sicherlich sehr schwer, sich eine genaue Kenntniß dieser Intriguen zu verschaffen. Indessen spricht es für Voltaire, daß Frygell, der sich auf das Reichs-Archiv, die Mathesprotocolle, französische und dänische Gesandtschaftsberichte stützte, in vielen Punkten sich der Darstellung Voltaire's anschließt. Ueber den Tod des Königs ist Voltaire sehr gut unterrichtet und man hat Unrecht gethan, sich von seiner Erzählung zu entfernen, auf die man heute wieder zurückkommen muß. Was Lundblad darüber giebt, ist keine unparteiische und unbefangene Betrachtung und Abwägung der Thatfachen; er beweist die Ermordung des Königs, weil er sie beweisen will. Aber Carl XII. ist nicht ermordet worden. Voltaire, welcher Zeuge von dem Kummer war, den einer seiner Landeute, Siquier, über diese gegen ihn gerichtete Anklage empfand, verhörte ihn und versicherte, daß der König durch einen aus der feindlichen Festung gekommenen Büchsenkuß getödtet wurde. Am 31. August 1859 ist in Gegenwart Carl's XV. und seines Bruders, des Prinzen Oscar das Grab Carl's XII. geöffnet worden und die Untersuchung des Schädels hat darüber keinen Zweifel gelassen.